

TagesWoche

Freitag 16.10.2015 5. Jahrgang

5.-

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

42 4001 Basel
T 061 561 61 80



Kunstsammlungen

Die delikate Liaison
zwischen Museen und
privaten Sammlern

Seite
6

Popkultur

Dagobert hat keine Zeit für
eine Freundin. Weil er von
der Liebe singen muss.

Seite
38

DIE MACHT DER SCHNULZE

ANZEIGE



Cy Twombly

Malerei & Skulptur

12.09.2015 – 13.03.2016

Freier Eintritt ermöglicht durch den
«Fonds für künstlerische Aktivitäten
im Museum für Gegenwartskunst der
Emanuel Hoffmann-Stiftung und der
Christoph Merian Stiftung»

museum für gegenwartskunst
kunstmuseum basel



Basel erleben mit dem Pro Innerstadt Geschenkbögen

Einkaufen, staunen und geniessen

INHALT

3

Kunstsammlungen

FOTO: MARTIN P. BÜHLER



Die Basler Museen sind auf private Sammler angewiesen. Nicht immer verläuft diese Partnerschaft harmonisch. Davon weiss auch Sammlerin Ulla Dreyfus-Best zu erzählen.

Seite
6

Jakob Tanner

FOTO: NILS FISCH



Der Historiker über seine Geschichte der Schweiz und die heikle Gegenwart.

Seite
30

Kuba

FOTO: YOEL MAYOR



Wer auf Kuba ins Internet will, geht auf die Strasse – und zu Schwarzhändlern.

Seite
34

Migration

**Fünf Fragen
und Antworten
zum Umgang
mit den vielen
Flüchtlingsen.**

Seite
24

Béatrice Goetz
Bestattungen
Kulturflash
Sie, er, es
Impressum
Kultwerk
Wochenendlich
Zeitmaschine

S. 4

S. 28

S. 41

S. 43

S. 43

S. 44

S. 45

S. 46

ANZEIGE

LISTE 8
PUNKTUNGSGRUNDLAGEN



ICH WÄHLE
2X MIRJAM BALLMER
CARLO KNÖPFEL, SOZIALWISSENSCHAFTLER
antigrau.ch



Andreas Schwald
Chefredaktor a. i.

Grosse Worte, urchige Gesten

Es ist Mitte Oktober, und wir haben einen Wahlkampf hinter uns, in dem das Motiv nationaler Selbstfindung das dominierende Element war. Und wieder waren es die Rechtsnationalisten der SVP, die eine Debatte über das nationale Wir bestimmten.

Hier wird nicht über Haltungen debattiert, nein: Hier geht es um das grosse Ganze. Um das Selbst, gegen das Andere und darum, ein nützliches geistiges Selbstbild zu beschwören.

So kommen grosse Worte und urchige Gesten zum Zug, auch wenn dabei Symbolik, Moderne und Tradition – ob passend oder unpassend – nach Belieben gemischt werden. So schreibt Georg Kreis über das heimatbeschwörende Geläut der im Parteiklang scheppernden Trycheln.

Gleichzeitig warnt Historiker Jakob Tanner davor, dass sich die direkte Demokratie auszuhöhlen beginnt: Durch permanente Empörungsbewirtschaftung, und mit «ausgeprägt europa- und fremdenfeindlichem Drall». So dominierte, wen wundert, das Thema Migration auch diesen Wahlkampf wie kein anderes.

Uns geht es gut, immer noch. Und doch hat die Nation Angst, Wohlstand zu verlieren, Angst vor Veränderung, Angst vor dem Fremden. Diese Angst lässt sich bewirtschaften: Die Heterogenität dieses Landes macht es leicht, mit Versatzstücken einer rechtsnationalen Blut- und Bodenkultur das politische Klima zu beeinflussen.

Kein Wunder also, dass uns laut Prognosen am Sonntag ein weiteres Erstarken des nationalkonservativen Flügels blüht. Wo ein greifbarer, ebenso einfacher wie valabler Gegenentwurf zur Abschottungspropaganda fehlt, fehlt weitgehend auch der Mut zur Veränderung. Doch trotz aller Warnungen vor den Risiken unserer Demokratie gebührt ihr ein Verdienst: Wenn am Sonntag die Stimmen ausgezählt sind, hat der Wählende das letzte Wort.

tageswoche.ch/+cb5w2

Weiterlesen, S. 22



Hört ihr nicht die
Glocken?
tageswoche.ch/
+po8io

Weiterlesen, S. 32



«Wir hören vermehrt
völkische Töne»,
tageswoche.ch/
+1rtdj

Béatrice Goetz

von Maya Künzler

Die Baslerin Choreografin Béatrice Goetz hat mit Beharrlichkeit und Elan viel bewegt. Jetzt wird sie mit dem Schweizer Tanzpreis ausgezeichnet.

Als Künstlerin braucht man Feedback, sagt Béatrice Goetz. «Da sind immer Zweifel am eigenen Tun. Ist das jetzt Kunst, was ich mache?» Nun erhält sie Feedback in Form einer verdienten Anerkennung: Für ihr Stück «bits C 128 Hz» verleiht ihr das Bundesamt für Kultur einen der vier Schweizer Tanzpreise in der Kategorie «Aktuelles Tanzschaffen».

Der mit 25 000 Franken dotierte Preis belohnt auch ihre künstlerische Leistung als Choreografin, ihren langen Atem und ihren als Leiterin der Mir Compagnie bewiesenen Mut. «Mir» steht für «Motion in Relation», Bewegung in Beziehung. Wer stattdessen an die russische Weltraumstation MIR denkt, liegt nicht ganz falsch: Als Kind und Jugendliche habe sie keinen im Fernsehen übertragenen Raketenstart verpasst, sagt Goetz. Wegen ihrer Flugangst sei sie dann doch nicht Astronautin geworden. Aber auch im Tanz lässt sich nach den Sternen greifen.

Aus dem Scheitern gelernt

2002 gründete sie – damals noch Tänzerin im Cathy Sharp Ensemble – ihr eigene Truppe, nachdem sie mit vier jungen Breakdancern eine erste Choreografie auf die Theaterbühne gebracht hatte. Das Echo war positiv, und Goetz kam auf den Geschmack: Sie wollte weitermachen, zeitgenössischen Tanz mit Breakdance zusammenbringen. Eine Idee, mit der sie vor 15 Jahren allein dastand in der Schweiz. Pionierarbeit.

«Für mich war der zeitgenössische Tanz an Grenzen gestossen», sagt sie. «Im urbanen Tanz wie Breakdance oder Hip-Hop erkannte ich eine Öffnung, einen frischen Wind.» Ihr gefielen das Sportive in den Battles und die kühnen akrobatischen Bewegungsformen. «Das Moment der Unterhaltung und dieser direkte, lustvolle Umgang mit dem Körper imponieren mir», schwärmt sie.

In die erste Produktion der neuen Mir Compagnie, «Lila», warf Goetz ihren ganzen Ehrgeiz und alle verfügbaren Ideen. Am Festival «Welt in Basel» 2002 konnte die Compagnie den grössten Publikumsaufmarsch verbuchen, musste aber extrem schlechte Kritiken erdulden. Es sei ein Experiment gewesen, sagt Goetz heute.



Béatrice Goetz liebt die Herausforderung: «Ich fange jedes Mal wie neu an.»

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

«Das Scheitern brachte uns letztlich aber weiter. Wir gingen auf Spur und fanden Tritt», sagt sie.

Als ausgesprochener Team- und Gruppenmensch holt sich Goetz ihre Inspiration aus der Zusammenarbeit mit anderen Kunstschaffenden: Musikern, DJ's, Regisseuren, Tänzerinnen und Tänzern. Von allen spricht sie mit Begeisterung und Respekt. Sie hat selber Unterricht in urbanem Tanz genommen. Nur so könne sie verstehen, wie eine House-Tänzerin oder ein Breakdancer funktionierten, und ihnen choreografische Anweisungen geben.

Bevor sie ein Tanzstudium absolvierte, wurde Béatrice Goetz Sportlehrerin und machte eine Ausbildung in Gymnastik. «Ich komme aus einer Arbeiterfamilie, und da wurde erwartet, dass man mit 20 auf

eigenen Beinen steht.» Die Tanzausbildung in den USA, die Ende der Siebziger fast als Muss galt, konnte sie sich nicht leisten. Aber sie machte einen Abschluss im Basler Tanzstudio von Marianne Forster. Mit Glück erhielt sie danach einen Lehrauftrag für Gymnastik und Tanz an der Uni Basel. Damit war sie erstmal abgesichert.

Ein wahres Energiebündel

Montag und Dienstag unterrichtete sie in Basel. Am Mittwoch nahm sie den Zug nach Köln, wo sie im Ensemble von Maja Lex tanzte, fünf Jahre lang. «Ich war oft todmüde», erinnert sich Goetz, «aber sehr ehrgeizig. Und ich habe es geliebt, auf der Bühne zu stehen.»

Am sportwissenschaftlichen Institut der Uni Basel ist sie immer noch tätig. Und

sie hat, so nebenbei, eine «mini miR» gegründet: Jeweils ein Jahr lang erarbeiten Primarschüler gemeinsam mit professionellen Tänzerinnen ein Stück, das dann in der Kaserne Basel zur Aufführung kommt.

Béatrice Goetz scheint mit unendlich viel Energie gesegnet zu sein. Sieben Produktionen hat sie bisher mit der Mir Compagnie gemacht. Seit Jahren arbeitet sie auch im Jugendclub am Theater Basel mit, setzt «Education-Projekte» mit der Sinfonietta und dem Kammerorchester um und führt Regie.

Sie liebt Herausforderungen, denn die halten wach und führen zu unerwarteten Resultaten: «Ich fange jedes Mal wieder wie neu an.» Sagt es und lacht ihr unbändiges Lachen.

www.tageswoche.ch/+646p4

×

Die Basler Museen können auf die Grosszügigkeit privater Sammler zählen, die ihnen ihre Schätze überlassen. Doch nicht immer enden solche Beziehungen mit einem Happy End.

DIE DELIKATE LIAISON ZWISCHEN MUSEEN UND SAMMLERN



«Vulkan und Ceres» aus dem Besitz von Ulla Dreyfus-Best – erst die Restaurierung entblösste die Unterleiber (lesen Sie dazu S. 15).

FOTO: MARTIN P. BÜHLER

Von Dominique Spirgi

Die Vorfreude war gross: «With great enthusiasm and excitement» blickte die Phillips Collection in Washington der Ausstellung der beiden Basler Sammlungen Staechelin und Im Obersteg entgegen, die am 10. Oktober ihre Tore öffnete. In Basel indes hält sich die freudige Erregung in Grenzen. Denn während die Sammlung Im Obersteg im Februar 2016 als Dauerleihgabe ins Kunstmuseum Basel zurückkehrt, wird zumindest das Prunkstück des Staechelin-Konvoluts, Gauguins Meisterwerk «Nafea faa ipoipo», das der Besitzer für kolportierte 300 Millionen Dollar verkauft hat, für immer wegbleiben.

Die beiden Sammlungen, die ihre Auslandtournee in Madrid begannen, repräsentieren die Höhen und Tiefen, die zum Beziehungsgeflecht zwischen Museen und Sammlern beziehungsweise Leihgebern oder Schenkern gehören. Museen wie jene in Basel, die ihre Sammlungen nicht auf fürstliche Sammlungen aufbauen können, sind auf Gedeih und Verderb auf die Grosszügigkeit der Bürger angewiesen.

Private Sammler haben die Basler Museen zu dem gemacht, was sie heute sind. Die Liste der Dauerleihgeber und Donatoren, die etwa das Kunstmuseum Basel auführt, ist entsprechend lang, die Menschen

und Institutionen, die das Haus beschenkt haben, von höchstem Rang. Zwei Beispiele: Mit der gestaffelten Schenkung der Sammlung von Raoul La Roche in den Jahren 1952, 1955 und 1963 wurde das Kunstmuseum zu einer der weltweit wichtigsten Schatzkammern des Kubismus. Und 1959 konnte das Haus dank einer Schenkung der Schweizerischen National-Versicherungs-Gesellschaft als erstes europäisches Museum amerikanische Kunst des Abstrakten Expressionismus zeigen.

Schenkungen bilden den Lebensnerv, können für die Museen aber auch beträchtliche Folgen haben.

Auch die anderen staatlichen Basler Museen dürfen immer wieder grosse Geschenke entgegennehmen. Das Museum der Kulturen Basel wie auch das Naturhistorische Museum Basel profitierten bereits in ihren Anfangszeiten davon, dass entdeckungsfreudige Basler Grossbürger von ihren Reisen Trophäen oder gleich ganze Sammlungen nach Basel brachten und den Häusern vermachten. Das Anti-

kennmuseum Basel und Sammlung Ludwig, dessen Sammlungsbestände fast ausschliesslich aus Schenkungen besteht, trägt sogar den Namen eines potenten Stifters im Titel – eine grosse Ausnahme in der auf Diskretion bedachten Stadt.

Schenkungen bilden den Lebensnerv, können für die Museen aber auch beträchtliche Folgen haben. Um die umfangreiche Antikensammlung von Peter und Irene Ludwig unterbringen zu können, musste das Antikenmuseum in den 1980er-Jahren ausbauen. Um die aus über zwei Millionen Exemplaren bestehende Käfersammlung Frey unterbringen zu können, musste das Naturhistorische Museum viel Platz im Dachgeschoss freiräumen und klimatische Rahmenbedingungen schaffen, die verhindern, dass die heiklen Museumsobjekte zerfallen oder gar zum Frass ihrer lebendigen Artgenossen werden.

Auch Leihgaben bringen Verpflichtungen mit sich. Die Werke benötigen Platz, der nicht immer einfach zu schaffen ist bei den riesigen Sammlungen, die neben den Ausstellungsräumen auch die Depots füllen. «Grundsätzlich bieten wir, wenn wir uns für eine Dauerleihgabe entscheiden – und da muss ebenso wie bei Schenkungen die Kunstkommission ihre Zustimmung erteilen –, allen dieselben Bedingungen», sagt Bernhard Mendes Bürgi, Direktor des Kunstmuseums. «Das heisst: Sichtbarkeit



«For Your Eyes Only» – Ausstellung von Werken aus der Sammlung von Richard und Ulla Dreyfus-Best im Kunstmuseum Basel.

FOTO: DOMINIQUE SPIRGI

der Werke, optimale klimatische und sicherheitstechnische Bedingungen, Versicherung, restauratorische Betreuung, Erforschung sowie die Bearbeitung von Leihanfragen Dritter.»

Auch die Sammlung Staechelin konnte über Jahre vom Sachverstand des Museums und von dessen internationalem Netzwerk profitieren – durchaus zum Nutzen des Leihgebers, der sich nun verabschiedet hat. «Bei der Sammlung Staechelin konnten wir dank unserer engen Kooperation mit dem Van Gogh Museum Amsterdam etwa bei der definitiven wissenschaftlichen Klärung der Echtheit von Van Goghs «Jardin de Daubigny» wertvolle Hilfestellung leisten», sagt Bürgi. Das dürfte unzweifelhaft zu einer beachtlichen Wertsteigerung des Gemäldes beigetragen haben, das von verschiedenen Seiten immer wieder als Fälschung bezeichnet worden war.

Der Fall Staechelin ist nicht der erste, der nicht nur für positive Schlagzeilen sorgte. Oftmals lagen positive und negative Momente sehr nahe beieinander oder beeinflussten sich gegenseitig. Das zeigte sich bei der heute als grosses Ereignis gefeierten Schenkung der Werke von Franz Kline, Barnett Newman, Mark Rothko und Clyfford Still durch die National-Versicherung im Jahr 1959 – eine Gabe mit «Schockwirkung», wie die renommierte Kunstkritikerin Maria Netter damals schrieb.

Die ungeliebten Amerikaner

Die Kunstkommission, das Aufsichtsgremium des Kunstmuseums, hätte die Schenkung damals am liebsten abgelehnt oder zumindest die Werke gleich ins Depot verbannt, kam dann aber zum Schluss, dass dies ein schlechtes Zeichen an die Adresse künftiger Schenker wäre. Die Schenkung leitete ein neues Kapitel der Museums-geschichte ein – eines, das auch für Nebengeräusche sorgen sollte. Insbesondere, als der damalige Museumsdirektor Franz Meyer die Sammlung mit zeitgenössischer amerikanischer Kunst – und später auch anderen, sperrigen zeitgenössischen Werkgruppen, zum Beispiel von Joseph Beuys – konsequent ausbaute.

Überhaupt nicht mit Franz Meyers Sammlungspolitik einverstanden war der Sammler Robert von Hirsch (1883–1977). Der jüdische Industrielle war 1933 nach Basel eingewandert, wo er aus Dankbarkeit über die gute Aufnahme zum Gönner des Kunstmuseums wurde. Die Ankäufe zeitgenössischer Kunstwerke, deren künstlerischen Wert er anzweifelte, führten aber zum Zerwürfnis. Von Hirsch tat seine Missbilligung nicht nur gegenüber dem Museumsdirektor, sondern auch gegenüber der Kunstkommission und schliesslich auch der Regierung kund. Doch fand er nirgends Gehör. Der Konflikt eskalierte, sodass von Hirsch kurz vor seinem Tod ankündigte, ein geplantes umfangreiches Legat an das Museum zu annullieren.

Zum Glück für das Museum kam es nicht ganz so schlimm. So konnte das Haus, das sich ab 1941 unter anderem über die



Per Gerichtsbeschluss einverleibt: Gemälde von Hans Holbein d. J. FOTO: KUNSTMUSEUM BASEL

Kunstsammlungen

Das Museum Faesch

von Dominique Spirgi

So sehr die Basler Museen stets vom grosszügigen Bürgersinn profitieren konnten, selbstverständlich war dieser nie. Das zeigte sich bereits bei der Gründung der ältesten öffentlichen Kunstsammlung Europas, dem Amerbach-Kabinett. Der Urbestand des Hauses sollte im 17. Jahrhundert nämlich verkauft werden. Der Rat der Stadt und die Universität mussten 1661 die stattliche Summe von 9000 Reichstalern aufwerfen, um die Sammlung in Basel zu halten.

Einer, der sich damals vehement für den Kauf der Sammlung einsetzte, war der Rechtsgelehrte Remigius Faesch (1595–1667). Faesch hatte eine eigene Kunst- und Wunderkammer aufgebaut, die in ihrer Bedeutung dem Amerbach-Kabinett nur wenig nachstand. Die Gemälde und Zeichnungen von Holbein, Cranach und Witz sowie weitere kunsthistorische Schätze machen heute einen gewichtigen Teil des Altmeister-Kernbestands des Kunstmuseums aus und bereichern auch die Dauerausstellung im Historischen Museum. Trotzdem ist die Sammlung, die den Namen «Museum Faesch» trägt, als solche weit weniger bekannt.

Das dürfte nicht zuletzt daran liegen, dass sich die Basler Universität die Sammlung auf wenig rühmliche Art und Weise einverleibt hatte. Der Sammlungsbegründer hatte testamentarisch festgehalten, dass das Konvolut in Familienbesitz verbleibt, so lange ein Nachkomme mit Juristen-Dokortitel die Sammlung betreuen könne. 1823 sah die Universität ihre Chance, der Familie die Sammlung abzuluchsen.

Der Vorwand des fehlenden Titels

Der damalige Sammlungsbetreuer Johann Jakob Faesch war zwar Jurist, hatte aber keinen Dokortitel. Dies konnte man ihm schwerlich zum Vorwurf machen, weil die Universität damals gar nicht in der Lage war, juristische Promotionen vorzunehmen. Während die erste Gerichtsinstanz noch zugunsten der Familie entschied, fällte das Appellationsgericht das Urteil, dass das «Museum Faesch» der Familie entzogen werden und in den Besitz der Universität übergehen sollte. Das Gericht schob sogar die Tatsache beiseite, dass der Museumsleiter Faesch in der Zwischenzeit in Freiburg i. Br. den Dokortitel erlangt hatte. [tageswoche.ch/+adntm](https://www.tageswoche.ch/+adntm) ×

Schenkung des Gauguin-Gemäldes «Ta matete» hatte freuen können, weitere kapitale Werke von Cézanne, Cranach, Degas, Ingres und Honoré Daumier entgegennehmen. Der Grossteil der Sammlung von Hirsch kam trotzdem 1978 in London unter den Hammer – anlässlich einer Auktion, die als «Jahrhundert-Versteigerung» in die Geschichte des Auktionshauses Sotheby's einging und weltweit für Schlagzeilen sorgte.

«Wir bemühen uns sehr, unsere Depots nicht mit Werken zu belasten, die kaum Chancen haben, dieses wieder zu verlassen.»

Bernhard Mendes Bürgi, Direktor des Kunstmuseums

Heute gehen die Museumsverantwortlichen diplomatischer vor. Aber nach wie vor müssen sie Sammlungen ziehen lassen. Laut Bürgi muss jedes Museum damit leben, dass gewisse Deposita Schätze auf Zeit sind. Besondere Unsicherheiten ergeben sich bei Privatsammlungen wie dem Staechelin Family Trust, dessen Gemälde auch Kapitalanlage und -reserve sind. «Mit den stark steigenden Preisen auf dem Kunstmarkt ist der Umgang mit solchen Depositären komplizierter geworden», so Bürgi.

Das dürfte auch der Grund gewesen sein, warum das Haus im vergangenen Jahr zwei weitere kapitale Werke der Moderne ziehen lassen musste. Die Dr. h.c. Emile Dreyfus-Stiftung zog die Gemälde «La grande Bleue à Antibes» von Claude Monet und «Amazone de profil» von Edouard Manet ab. Die Gemälde sind ein wichtiger Teil des Kapitals der Stiftung, die sich laut Stiftungszweck aber nicht für Kunst, sondern für soziale Anliegen und Bildungsbelange einsetzt und dafür eben Geld benötigt. Die Stiftung zieht sich allerdings nicht vollständig zurück – mit nach wie vor zwölf Werken von Monet bis van Gogh zählt sie weiter zu den wichtigen Leihgebern des Kunstmuseums.

Eklat im Historischen Museum

Auch das Historische Museum musste in jüngerer Vergangenheit Abgänge vermelden. So hat die Pauls-Eisenbeiss-Stiftung beschlossen, ihre Porzellansammlung mit Preziosen aus den Manufakturen Meissen, Höchst, Frankenthal und Ludwigsburg, die seit 1977 als Leihgabe im Haus zum Kirschgarten ausgestellt war, aus Basel abzuziehen. Die Stifterin Rosemarie von Lentzke-Pauls wollte nicht akzeptieren, dass die inzwischen zurückgetretene Museumsdirektorin Marie-Paule Jungblut vorhatte, die Sammlung umzuplatzieren. «Man hat meine Sammlung auf die Strasse gesetzt», liess sich die Stifterin in der BaZ mit harschen Worten zitieren.



Gute Partnerschaft: Museumsdirektor Bürgi und Doris Im Obersteg.

FOTO: KEYSTONE

Kunstsammlungen

Sammlung Im Obersteg

von Dominique Spirgi

Reiche sollen ruhig reicher werden», titelte die «Frankfurter Allgemeine Zeitung», als im Sommer 2002 bekannt wurde, dass die Sammlung Im Obersteg als Dauerleihgabe an das Kunstmuseum Basel gehe. Um die Sammlung mit knapp 200 Werken – nicht wenige darunter von Weltrang – hatte sich auch das Kunstmuseum Bern beworben, das damals den Auszug der Klee-Stiftung verkraften musste.

Bern hatte der Stiftung angeboten, nahezu die gesamte Sammlung permanent auszustellen. Das Angebot des Kunstmuseums beschränkte sich auf die Dauerpräsentation von lediglich 40 Werken, ergänzt mit regelmässigen Sonderausstellungen im Abstand von sechs bis acht Jahren. Dennoch erhielt Basel den Zuschlag. Die Schwerpunkte der Privatsammlung, die vom Spediteur Karl Im Obersteg (1883–1969) in Basel begründet wurde, fügt sich bestens in die museumseigenen Sammlungsbestände der Klassischen Moderne ein. Dazu dürfte sicher auch die höhere Klasse des Basler Hauses eine Rolle gespielt haben.

Dass das Basler Haus die Sammlung als Dauerleihgabe beherbergt, ist ein vielfa-

ches Glück. Zu allererst natürlich inhaltlich: Mit dem doppelseitig bemalten Gemälde «Absynthrinkerin» und «Frau in der Loge» wird die beachtliche Basler Picasso-Sammlung durch ein Werk aus dessen blauer Periode ergänzt. Mit den drei Porträts von alten Juden von Chagall gesellen sich drei weitere Meisterwerke zum «Rabbiner», für dessen Ankauf sich Im Obersteg als damaliges Mitglied der Kommission 1939 eingesetzt hatte. Ein Höhepunkt ist überdies die Gruppe von rund 30 Jawlensky-Werken aus all seinen Schaffensperioden.

Die Kuratorin gibts dazu

Dass die Beziehung der Privatsammlung zum Museum eine echte Win-Win-Situation schafft, zeigt sich auch daran, dass die Stiftung nicht nur die Werke, sondern mit Henriette Mentha auch gleich noch eine Kuratorin zur Verfügung stellt beziehungsweise bezahlt. Der aktuelle Leihvertrag läuft nach Auskunft des Stiftungssekretärs Hans Furer bis 2023. Man fühle sich gut aufgehoben in Basel, und so ist davon auszugehen, dass der Aufenthalt im Kunstmuseum andauern wird.

tageswoche.ch/+adntm

×

Das Kunstmuseum Basel übt deshalb zunehmend Zurückhaltung bei der Annahme von Deposita aus Stiftungen, die Verkäufe von Werken erlauben. Dazu kommen weitere Vorbehalte: So kommt es laut Bürgi immer wieder vor, dass das Museum Dauerleihgaben oder sogar Geschenke ablehnen muss, «etwa wenn die Werke von ihrer Qualität her nicht in die Sammlung passen oder es aus anderen Gründen unwahrscheinlich ist, dass die Werke regelmässig gezeigt werden könnten», wie er sagt. «Wir bemühen uns sehr, unsere Depots nicht mit Werken zu belasten, die kaum Chancen haben, dieses je wieder zu verlassen.»

Wesentlich willkommener sind dem Kunstmuseum Deposita bedeutender Werke aus gemeinnützigen Stiftungen nach Schweizer Recht, die keine Verkäufe erlauben oder die gleich in eine Schenkung übergehen. So hat die Dr. Johann Jakob Bachofen-Burckhardt-Stiftung ihre reichhaltige Sammlung mit über 300 Werken von so wichtigen Künstlern wie Lucas Cranach d. Ä., Hans Memling und Albert Anker, die bisher ebenfalls Leihgaben waren, vor wenigen Monaten dem Kunstmuseum vermacht.

Eine Schenkung schliesst den Kreis

Und mit der Stiftung Im Obersteg konnte das Haus 2002 eine Leihgeber-Partnerschaft eingehen, die als echte Win-Win-Situation bezeichnet werden kann. So stellt die Stiftung nicht nur knapp 200 Werke zur Verfügung, sie kommt überdies für die Stelle der Konservatorin auf, welche die Sammlung im Museum betreut.

Auch sonst können die Basler Museen aktuell unter dem Strich eine positive Bilanz ziehen. Das Museum der Kulturen konnte in den vergangenen zwei Jahren gleich mehrere wichtige Sammlungen als Schenkungen entgegennehmen. Und auch das Kunstmuseum konnte sich neben der Schenkung der Bachofen-Sammlung über eine bedeutende Zuwendung freuen, die den Erwerb von vier Gemälden aus Gerhard Richters Zyklus «Verkündigung nach Tizian» ermöglichte. Hinter dieser Zuwendung stecken die Architekten Jacques Herzog und Pierre de Meuron sowie die Mäzenin Maja Oeri.

Und schliesslich konnte Museumsdirektor Bürgi an der Eröffnung der Ausstellung «For Your Eyes Only», die einen Einblick in die Kunst- und Wunderkammer von Richard und Ulla Dreyfus-Best bot, verkünden, dass Ulla Dreyfus (siehe Interview S. 12) dem Museum zwei wertvolle Altmeister-Zeichnungen von Pieter Bruegel d. Ä. und Hans Baldung Grien geschenkt hat – garniert mit der Hoffnung, dass es nicht die letzten gewesen sein mögen.

Mit dieser Schenkung schliesst sich gewissermassen ein Kreis. Es handelt sich dabei nämlich um zwei Werke, die der Stief-Schwiegervater von Ulla Dreyfus, der enttäuschte Basler Museumsfreund Robert von Hirsch, der Sammlerin und Mäzenin vererbt hat.

tageswoche.ch/+lhpob ×



Die Ganesch-Figur ist viel unterwegs, kehrt aber stets zurück nach Basel.

FOTO: MKB

Kunstsammlungen

Sammlung Basler Mission

von Dominique Spigri

Zum 200. Geburtstag der Basler Mission konnte das Museum der Kulturen Basel im Frühling 2015 ein ausgesprochen grosszügiges Geschenk entgegennehmen. Der Vorstand der evangelischen Missionsgemeinschaft übertrug dem Museum die umfangreiche Sammlung, welche die Missionare über Jahre und Jahrzehnte aus vielen Erdteilen zusammengetragen und nach Basel gebracht hatten.

Es geht nicht nur um Prunkstücke

Die Sammlung, die 12 000 Objekte umfasst, stand dem Museum bereits seit 1981 als Dauerleihgabe zur Verfügung. «Die Objekte sind im Museum der Kulturen am besten aufgehoben», liess sich Vorstandspräsident Karl F. Appl in einer Medienmitteilung zitieren. «Dort wissen wir sie in Händen von Fachleuten, die die Sammlung optimal betreuen und sie der Öffentlichkeit zugänglich machen.»

In der Sammlung befinden sich einige herausragende Objekte. Der eigentliche «Star der Sammlung» ist laut Aussage von Museumsdirektorin Anna Schmid eine 53 Zentimeter hohe Ganesha-Figur aus Südindien. Die elefantenköpfige Hindu-Gott-

heit reise als Leihgabe regelmässig in der halben Welt herum, sagt sie. Es sind aber nicht nur die Prunkstücke, die für Schmid die Faszination der Sammlung ausmachen: «Es ist ein faszinierender Spiegel der Arbeit der Basler Mission.» Die Objekte und ihre Beschriftung erzählten Geschichten, die über die Herkunft und die Bedeutung der einzelnen Objekte hinausgingen.

Dass Dauerleihgaben in Schenkungen übergehen, sind Glücksfälle, die übrigens gar nicht so selten sind. Fast zeitgleich konnte das Kunstmuseum Basel die Sammlung der Dr. Johann Jakob Bachofen-Burckhardt-Stiftung, die sich seit 1937 als Dauerleihgabe im Museum befand, als Schenkung entgegennehmen. Es handelt sich um eine der bedeutendsten Schweizer Sammlungen von Gemälden des frühen 15. bis ausgehenden 19. Jahrhunderts. Sie vereinigt über 300 Werke von so wichtigen Künstlern wie Lucas Cranach d. Ä., Hans Memling und Albert Anker. Verschiedene Werke gingen bereits früher an die Öffentliche Kunstsammlung – wie etwa «Joachim und Anna an der Goldenen Pforte» von Konrad Witz, eines der Hauptwerke der Altmeistersammlung des Hauses.

tageswoche.ch/+adntm ×

Für Ulla Dreyfus-Best bedeutet das Sammeln von Kunst ein Lebenselixier. Ein Gespräch mit der exzentrischen Mäzenin über manieristische Kunst und den Umgang mit Museen.

«Kunstwerke sind Leihgaben auf Lebenszeit»

von Dominique Spirgi

Wer das gediegene Haus am Stadtrand von Basel betritt, wird von der Fülle der Kunst, die einem entgegenschlägt, schier umgehauen: Der düstere Symbolismus eines Johann Heinrich Füssli trifft auf die bunt-fröhliche Welt von Jeff Koons. Der geheimnisvolle Surrealismus von Magritte und der überschwängliche Barock aus der Arcimboldo-Schule auf Andy Warhols Pop Art und religiöse Devotionalien aller Art.

Ulla Dreyfus sammelt, was ihr gefällt. Und ihr gefällt vor allem, was eine gewisse exzentrische Ausstrahlung hat. Und was museale Bedeutung hat. So facettenreich sich ihre Kunst- und Wunderkammer präsentiert, so lebendig, unkonventionell charmant und witzig erweist sich die Sammlerin auch als Gesprächspartnerin.

Frau Dreyfus, ich möchte mit der stereotypen Frage beginnen...

... Sie wollen fragen: «Wer sind Sie eigentlich?»

Sie nehmen mir die Frage aus dem Mund...

Ich bin eine verrückte Person, ziemlich durchgeknallt, menschenfreundlich, offen in der Kommunikation – das musste ich auch sein im Zusammenhang mit der Ausstellung meiner Sammlung im Kunstmuseum Basel und zuvor in der Peggy Guggenheim Collection in Venedig. Was soll ich sonst noch sagen? Da gibt es diesen schönen Ausdruck, ich habe gewisse Standardsätze, die mich gut charakterisieren: Art is my passion, art is my survival. Das ist tatsächlich so. Ich wollte gestern Abend mal früh ins Bett – früh heisst bei mir um zehn oder elf Uhr –, da entdeckte ich den nachgelieferten sechsten Œuvre-Katalog von Magritte, den ich von den Herausgebern geschenkt bekam, mir aber noch nicht angeschaut hatte. Ich vertiefte mich in dieses

Buch und es wurde zwei Uhr morgens. Aber ich habe wieder einmal viel dazugelernt.

Kunst ist Ihr Lebenselixier...

...eines meiner Lebenselixiere. Ich treibe viel Sport und da gibt es noch meinen Hund, der hält mich auch auf Trab. Wo ist er denn? Ach, ich habe gehört, dass einer von Ihnen Angst vor dem Hund hat. Das müssen Sie nicht. Gar nicht. Der Hund ist lieb, er bellt zwar... Aber ich denke nicht, dass Sie über den Hund sprechen wollten.

«Ich bin mit allen Künstlern, von denen ich Werke gekauft habe, befreundet – also mit denen, die noch leben oder lebten.»

Bleiben wir doch bei der Kunst. Sie sind Kunstliebhaberin, eine grosse Sammlerin, aber auch Mäzenin. Kann man das so sagen?

Ja, kann man. (Im Hintergrund bringt der Wind ein Glockenspiel zum Klingen.) Hör mal auf zu Klimpern da hinten! Kommt das mit aufs Band?

Schon, aber ich werde es nicht abtippen. Warum sammeln Sie Kunst?

Ich bin mit Kunst gross geworden. Das wurde mir wie eine Religion von meinen Eltern in die Wiege gelegt und auch aus dem Umfeld meines Elternhauses, das sehr kunstsinnig war. Meine Eltern sammelten auch Kunst, was dann aber während des Krieges nicht mehr einfach war. Die Kunst war dann auch bei meiner Studienwahl und meiner Berufswahl massgebend. Das ging

in mein Blut und meinen Geist über. Ich kam dann nach Basel, ans Museum, aber das wissen Sie bestimmt. Und ich lernte hier meinen Mann kennen...

...der ja ebenfalls ein passionierter Sammler war.

Ja, und ebenfalls aus einer Sammlerfamilie stammte.

Haben Sie und Ihr Mann über das Interesse am Sammeln zusammengefunden?

Wir haben uns im Kunstmuseum gefunden (lacht). Eine Rolle spielte, dass meine Eltern und meine ältere Schwester meinen späteren Mann Richard Dreyfus bereits kannten. Sie sagten mir, dass ich ihn unbedingt kennenlernen sollte, wenn ich nach Basel gehe. Und so ist es dann geschehen.

Sie sind Fachfrau, Sie sind Kunsthistorikerin und Restauratorin. Sind Sie dadurch gegenüber anderen Sammlern im Vorteil?

Seltsamerweise wurde ich das noch nie gefragt. Ja, es ist ein Vorteil, wenn Sie Bescheid wissen über das, was Sie sammeln. Nicht nur über Namen und Inhalte, sondern auch über Materialien, über die Art der Malerei, wie sie aufgetragen ist, über die Unterlagen und Schichten, die aufgetragen wurden. Wenn Sie das wissen, haben sie eine ganz andere Beziehung zu erst einmal zum Objekt, das Sie sammeln: zum Bildobjekt. Die Kriterien, ob einem das Werk gefällt, ob man es in die Sammlung integrieren möchte, folgen dann in einem zweiten Schritt. Auch meine Ausbildung als Kunsthistorikerin ist von Vorteil, weil ich dadurch etwas über die Kunst, die Künstler und deren Motivation lerne. Noch etwas ist wichtig, sehr wichtig sogar: Ich bin mit allen Künstlern, von denen ich Werke gekauft habe, befreundet – also mit denen, die noch leben oder lebten.



Ulla Dreyfus-Best: «Natürlich ist meine Sammlung exzentrisch, ich möchte das so.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Wo oder wann beginnt das?

Bei der zeitgenössischen Kunst natürlich. Oder bei der Kunst, die mal zeitgenössisch war. Meine Eltern kannten Max Ernst, mein Mann hatte ihn in New York kennengelernt. Dort traf er übrigens auch Peggy Guggenheim, als sie in New York ihre Galerie «Art of This Century» eröffnete. Das war 1942, mitten im Krieg, das war unglaublich. Warum das? Weil sie so viele Künstler kannte und Kunst ihre Passion war, wie das bei mir der Fall ist; sie wollte den Künstlern eine Plattform geben. Dass ich in Venedig ausgestellt habe, hat mit meiner Begeisterung und Verehrung für Peggy zu tun.

Sie sind auch Stiftungsrätin der Museen in Venedig und New York.

Ja, das hat auch damit zu tun. Ich fühle mich blutsverwandt mit Peggy, auch was die Sammlung angeht. In der Sammlung befinden sich auch einige schöne Stücke

von Tribal Art, diese zwei Wächter aus Basaltstein zum Beispiel, die seit 45 Jahren hier stehen. Aber auch andere Objekte. Und ich bin, wie sie es war, mit vielen Künstlern befreundet. Peggy hatte mit fast allen ein Verhältnis, das hatte ich nicht (lacht) – in allem habe ich sie nicht nachgemacht. Aber alle, die Peggy gekannt haben, sagen: «Ulla, Du hast viele Ähnlichkeiten im Charakter mit Peggy.» Zum Beispiel, dass ich immer meine Meinung sage.

Ihre Sammlung ist schwer oder gar nicht einzugrenzen. Das geht vom Püsterich aus dem frühen 12. Jahrhundert bis zu Jeff Koons von heute. Sammeln Sie einfach, was Ihnen gefällt?

Ich will mich nicht eingrenzen. Man nennt das heute Crossover-Sammeln, mein Mann und ich machten es schon vor 45 Jahren. Ich sammle, was mir gefällt, doch mein Geschmack weist in eine spezielle Rich-

tung: Ich mag das Mystische, das Unerklärliche, das Nicht-Alltägliche, auch das Verrückte, das sich nicht genau erklären lässt. Es gibt einen roten Faden, den der Betrachter selber finden und den man mit etwas kunsthistorischen Kenntnissen ergründen muss. Denn bei mir geht schon etwas ab. Viele haben lange nicht begriffen, was ich an Jeff Koons finde. Ich habe lange nichts von ihm gekauft, obwohl ich mit ihm befreundet bin.

Möchte man einen roten Faden finden, dann wohl im Manieristischen?

Für mich ist fast alles manieristisch, was ich habe, auch der Jeff Koons. Das Manieristische bleibt ja nicht bei der Maniera im 16. oder 17. Jahrhundert stehen. Das hat Andreas Beyer, der die Ausstellung im Kunstmuseum kuratiert hat, richtig gesehen. Er ist übrigens mein Kurator geblieben. Wir diskutieren miteinander, über

Leihgesuche, beim Um-Hängen und beim Ankauf von neuen Werken. Seine Meinung ist mir wichtig.

Die Sammlung vermittelt einen exzentrischen Eindruck.

Natürlich ist sie exzentrisch, das möchte ich so. Erinnern Sie sich an den komischen verdorrten Fichtenzweig? Der hing im ersten Saal unter dem Geweih von Not Vital mit der Schrift «Fuck You». Jetzt liegt er dort auf dem Tisch. Wenn den jemand sieht, denkt er: Hat die jetzt wirklich einen verdorrten Fichtenzweig vom Spaziergang mitgenommen? Wenn Sie den Zweig aber anfassen, merken Sie, der ist in Bronze gegossen, eine höllisch schwierige Arbeit. Jetzt liegt er dort auf dem Gartentisch.

Wenn man die exzentrische Sammlung sieht, dann schliesst man doch auch rasch auf die Sammlerin ...

...selbstverständlich, das kann ich nicht vermeiden. Ich bin einfach so.

Es gibt auch Schwerpunkt-Künstler in Ihrer Sammlung: Johann Heinrich Füssli und Max Ernst sind zwei...

...Sie haben Magritte vergessen. Und ein paar seltene Altmeister-Zeichnungen...

...und die Werke aus der Schule von Arcimboldo.

Inzwischen kann man schon gar nicht mehr von Schule sprechen. Arcimboldo hat nur ein einziges Bild signiert. Meine Werke stammen sicher aus der Zeit. Und ich möchte noch weiter gehen: Arcimboldo hat die Motive oft wiederholt: die vier Jahreszeiten und die vier Elemente zum Beispiel. Und eines der Elemente, die Luft, gibt es nicht mehr, alle sind verschollen, vernichtet, ausser dasjenige in meiner Sammlung.

«Die Bilder von mir sind im Kunstmuseum nicht als Leihgaben zu erkennen, weil da nirgends mein Name steht.»

Ihr Haus ist, erlauben Sie mir die Bemerkung, vollgestopft mit Kunst. Es herrscht ein Horror vacui...

...das hat mein Mann immer gesagt, er liebte den Horror vacui, das können Sie ruhig so schreiben.

Fühlen Sie sich nie erdrückt von so viel Kunst?

Nie. Jetzt ist es schon halbleer, viele Werke sind gerade in Museen ausgestellt. Ich kann mir aber leere Wände nicht vorstellen.

Und Sie kaufen ja weiterhin Kunst, obwohl es keinen Platz mehr gibt in Ihrem Haus.

Ich muss aufpassen. Ich habe mir in Berlin, ich war gerade dort, fast etwas gekauft. Ich hätte es gerne gehabt, weil ich es gut finde, aber wo hätte ich das Werk hingehängt? Ich habe ein kleines Depot hier im Haus, einige Werke sind in der Bank, andere im Kunstmuseum als Dauerleihgaben. Aber

Voller Kunst: Leere Wände kann sich Ulla Dreyfus nicht vorstellen. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

sie sind nicht als solche zu erkennen, weil nirgendwo mein Name steht.

Ihre Sammlung und die Art, wie sie gehängt ist, erinnern an die Kunst- und Wunderkammern der Renaissance. Ist das ein Zufall?

Mein Mann hatte als Kunstsammler den König und Kaiser Rudolf II. von Habsburg als Vorbild. Der war ein grosser Sammler und auch etwas verrückt – Arcimboldo war übrigens an seinem Hof tätig. Auf seiner Burg in Prag hat Rudolf II. eine grosse Wunderkammer aufgebaut. Viele Werke gelangten später ins Kunsthistorische Museum in Wien. Dort findet sich übrigens auch ein Püsterich, wie ich einen habe, nur dass meiner viel bedeutender ist. Ich sage Ihnen auch gleich warum: Meiner hat eine Krone, auf der der Name des Schöpfers steht. Das ist sehr aussergewöhnlich für das frühe 12. Jahrhundert.

Sie geben Ihre Werke gerne als Leihgaben an Museen. Haben Sie da keinen Konflikt mit Ihrem Gewissen als Restauratorin, weil die Werke Schäden erleiden könnten?

Bis jetzt habe ich mit dem Leihverkehr keine schlechten Erfahrungen gemacht. Ich hatte vielleicht Glück.

Geht man denn mit Kunst im Allgemeinen zu vorsichtig um?

Man veranstaltet ein zu grosses Theater; daran ist auch die Preisexplosion des Kunstmarktes schuld. Natürlich muss man Sorge tragen, aber ich habe in meinem Haus keine besonders idealen klimatischen Bedingungen. Die Kunst hält das aus. Fast immer. Bei einem meiner Bilder, bei «Vulkan und Ceres» eines Meisters aus dem 16. Jahrhundert, entdeckte ich, dass die Farbe abzublättern begann – damals war ich noch am Kunstmuseum tätig. Wir haben das Bild zusammen restauriert, wobei herauskam, dass es da spätere Übermalungen gab. Als wir die entfernt hatten, entdeckten wir, dass die beiden Figuren mit vollständig entblösstem Unterleib dastehen.

Ein wahrhaft explizites Werk. In Ihrer Sammlung finden sich weitere Werke mit eindeutig erotischen Motiven, bei Füssli zum Beispiel.

Ja, da müssten Sie erst einmal die Zeichnungen sehen, fast zum Erröten!

Sie leihen nicht nur Bilder, sie verschenken auch Werke, zuletzt zwei hochkarätige Zeichnungen von Hans Baldung Grien und Pieter Bruegel d. Ä. ans Kunstmuseum Basel. Warum?

Was soll ich damit bis in alle Ewigkeit anfangen? Ich habe keine direkten Erben. Die beiden Zeichnungen kann niemand bezahlen, selbst die Erbschaftssteuer dafür nicht. Und ich bin der Meinung, dass diese Zeichnungen in ein Museum gehören und für die Öffentlichkeit zugänglich bleiben sollen. Ein eigenes Museum möchte ich nicht aufbauen – ich will kein Mausoleum.

Sie haben auch schon die Fondation Beyeler und die Guggenheim Collection beschenkt. Sind das jene drei Häuser, die Ihnen am nächsten stehen?

Die Guggenheim Collection hat noch nichts, möchte aber etwas haben. Ja, diese drei Museen stehen mir am nächsten.

Auch Ihr Stief-Schwiegervater Robert von Hirsch hat das Kunstmuseum beschenkt, mit Meisterwerken von Gauguin, Cézanne oder Lucas Cranach d. Ä., die heute zu den Höhepunkten der Sammlung zählen. Aber er hatte keine gute Beziehung zum damaligen Kunstmuseumsdirektor Franz Meyer...

...ganz und gar nicht. Er war mit der Ankaufspolitik des Museums nicht einverstanden. Und enttäuscht, wie die damalige Museumskommission mit ihm umging.

Es kam zum Streit. Robert von Hirsch zog kurz vor seinem Tod 1977 ein namhaftes Schenkungsversprechen zurück. Sie waren damals unter Museumsdirektor Meyer als Restauratorin tätig. War das schwierig für Sie?

Es hat mich nicht sehr beeinflusst. Robert von Hirsch hat mit seiner Reaktion auch etwas übertrieben. Was ihm, wie man auf Schwyzerdütsch sagt, letztlich den Nuggi rausgehauen hat, war der Ankauf von Beuys' «Feuerstätte». Gleichzeitig bedauerte er, dass ein Werk von Brancusi, den er sehr verehrte, nicht angekauft wurde.

«Dass mich das Museum in den Stiftungsrat nahm, war sicher kein Zufall. Als Direktor würde ich genau so handeln.»

Robert von Hirsch versuchte, sich in die Ankaufspolitik des Museums einzumischen...

...am Anfang nicht! Die erste grosszügige Tat war die Schenkung des Gauguin-Bildes. Das geschah aus reiner Dankbarkeit, dass er in Basel heimisch werden konnte. Er hat oft Geld gegeben für Ankäufe, zum Beispiel von Cézanne-Zeichnungen. Er hatte seine Probleme mit den zeitgenössischen Künstlern. Mein Mann war auch ein bisschen so. Wenn ich nicht gedrängt hätte, wären Matthew Barney, Jeff Koons und so weiter nicht in unsere Sammlung gelangt – Tinguely hätte er auch selber gekauft, weil er den Künstler so gut und sympathisch fand.

Sie haben ein Flair für zeitgenössische Kunst, also auch eine gute Beziehung zum Kunstmuseum, das ja Ihre Sammlung zeigte beziehungsweise zeigen durfte?

Die Beziehung ist sehr gut. Ich verstand mich mit Christian Geelhaar gut, mit Katharina Schmidt verstehe ich mich noch immer bestens, mit Bernhard Mendes Bürgi auch, und jetzt freue ich mich auf den neuen Direktor, Josef Helfenstein.

Das Kunstmuseum pflegt die Beziehung zu Ihnen. Das geschieht wohl nicht ohne Hintergedanken?

Natürlich ist das nicht uneigennützig, das ist klar und völlig normal. Dass das

Museum mich in den Stiftungsrat nahm, war sicher nicht Zufall. Ich würde als Museumsdirektor genau so handeln. Aber ich setze mich gerne für das Fundraising ein und mache hier auch viel. Aber die Museen müssen sich mit den Sammlern und Leihgebern gut verstehen. Es gäbe auch andere Museen, die sich wie verrückt über Schenkungen freuen würden.

Auch wenn es vor allem die Zuwendung eines hoffnungsfrohen zukünftigen Erben ist?

Ja. Das ist völlig legitim, denn das Kunstmuseum kann die Werke, die es braucht, schon lange nicht mehr alleine kaufen. Was übrigens soeben passiert ist mit zwei Rembrandt-Gemälden; sie wurden gemeinsam vom Louvre in Paris und vom Rijksmuseum in Amsterdam gekauft!

Nicht immer läuft es gut in der Beziehung zwischen Leihgebern und Museum. Die Nachrichten über den Abzug der Sammlung Staechelin und den Verkauf von Gauguins «Nafea» sind noch sehr präsent.

Ein bisschen kann ich verstehen, dass Rudolf Staechelin das Bild verkauft hat – er hat ja immer wieder Werke verkauft, obschon ich nicht glaube, dass es ihm an Geld mangelt. Und was will er mit dem ganzen Geld anfangen? Er muss ja erst einmal sehr, sehr viel an Steuern bezahlen. Man spricht von einer Verkaufssumme von 300 Millionen Dollar. Staechelin sagte mir allerdings, dass es nicht ganz so viel sei. Ich verstehe aber nicht so wirklich, warum er alle Werke aus Basel abzieht. Er hat mir gesagt, dass er der ständigen Diskussionen um seine Leihgaben müde sei.

In diesem Zusammenhang wurden Vorwürfe an die Politik, namentlich an die Adresse von Regierungspräsident Guy Morin und Kulturchef Philippe Bischof laut, sie hätten sich nicht genügend für den Verbleib der Sammlung stark gemacht. Hat die Basler Politik versagt?

Ich will nicht in das ständige Herumgemeckere einstimmen. Gerechterweise müsste man da zeitlich weit zurückgreifen; es sind nicht nur die heutigen Verantwortlichen, die man fragen muss. Aber die Kritiker sollen es erst einmal besser machen. Ich bin da grosszügiger.

Bei der Ausstellung «For Your Eyes Only» war Ihre Sammlung als Sammlung zu bewundern. Wenn Sie nun Werke einzeln verschenken, tut es Ihnen nicht weh, wenn das Konvolut auseinandergerissen wird?

Ein bisschen. Aber auch wieder nicht. Ich bin wohl anders als andere Sammler. Ich freue mich über die Kunst, sie interessiert mich, ich möchte auch noch immer stetig etwas dazulernen. Aber ich bin nicht so besitzergreifend. Deshalb verschenke ich und leihe ich gerne aus. Es ist mir wichtig zu betonen: Eine Sammlung, Kunstwerke, sind Leihgaben auf Lebenszeit. Punkt und fertig! Gehen wir jetzt noch ein paar Bilder anschauen?

tageswoche.ch/+n0ehf

×

Gynäkologie hätten mittlerweile von sich aus die Kündigung eingereicht. Der Betrieb in der Frauenklinik, wo jedes Jahr rund 700 Babys zur Welt kommen, kann gemäss Locher nur noch schwer aufrechterhalten werden. «Es gibt Schwierigkeiten, die kommenden Dienstpläne zu schreiben, weil das Personal fehlt.»

Enttäuscht von Chefarzt Hänggi

Locher spricht von einem «schlechten Umgang» mit den Angestellten. In der Klinik sei die Stimmung auf dem Nullpunkt, sagt sie. So seien auch einige Krankmeldungen wegen psychischer Belastung eingegangen.

Nicht gut zu sprechen ist die Hebamme auf Chefarzt David Hänggi. Seit Ankündigung der Übernahme im Juni habe er sich kaum mehr beim Personal blicken lassen, kritisiert Locher. Hänggi zeige sich in der schwierigen Situation überraschend unsensibel. «Nie hätten wir damit gerechnet, dass er derart gnadenlos mit Existenzen umgeht. Er sieht sich als Retter der Frauenklinik. In Wahrheit ist nicht die Klinik gerettet, sondern das ärztliche Personal.»

Hänggi selber zeigt sich betroffen und enttäuscht von den Vorwürfen. «Wir haben uns unter anderem für das Bethesda entschieden, weil wir so einem grossen Teil unserer Mitarbeiter eine Perspektive anbieten können. Von 94 Frauenklinik-Mitarbeitenden haben 58 ein Stellenangebot im Bethesda – davon nur 14 Ärzte.» Wenn das Bruderholz wie geplant zur Tagesklinik für operative Eingriffe und Interventionen wird, hätte von den Angestellten der Frauenklinik niemand mehr eine Stelle gehabt. «Man muss den Gesamtkontext im Auge behalten», so Hänggi.

Alle sollen ein Angebot erhalten

Die Spitalleitung ist bemüht, nicht noch mehr Geschirr zu zerschlagen: «Das Kantonsspital Baselland nimmt die Sorgen und Ängste der betroffenen Mitarbeitenden sehr ernst und stellt sich diesen», sagt Kommunikationsleiterin Christine Frey. Man wolle das Beste für alle Beteiligten und werde sich bemühen, «alle im Gesamtsystem» weiter zu beschäftigen. «Es erhalten alle Mitarbeitenden ein Angebot, allenfalls nicht am angestammten Platz. Selbstverständlich werden dabei auch arbeitsrechtliche Aspekte berücksichtigt.»

Kein Problem sieht Frey darin, den Betrieb aufrechtzuerhalten: «Wir haben genügend Personal und können flexibel auch mit Pensenerhöhungen arbeiten. Mit unseren anderen Standorten und anderen Spitälern wurde zudem vereinbart, uns Personal abzutreten, sofern notwendig.» Man könne jederzeit alle Geburten aufnehmen.

Viele Geburten werden es bis Ende Januar ohnehin nicht mehr sein. Wer ein Baby erwartet, wird sich für die Entbindung kaum für eine Klinik entscheiden, die sich mitten in der Schliessung befindet.

tageswoche.ch/+ ubit6

×

* Name der Redaktion bekannt.



Auf dem Bruderholz kommen ab Februar keine Babys mehr zur Welt.

FOTO: KEYSTONE

Bruderholzspital

Angestellte der Frauenklinik fühlen sich stark verunsichert. Zwölf haben schon gekündigt – weitere melden sich krank.

«Wir werden alle von der Leitung massiv unter Druck gesetzt»

von Yen Duong

Rund 500 Babys haben mit Hilfe von Katharina Locher* im Bruderholzspital das Licht der Welt erblickt. Schon bald wird die Hebamme in diesem Spital keine Geburten mehr begleiten. Für Locher scheint das noch surreal zu sein.

Seit bekannt ist, dass die Frauenklinik auf dem Bruderholz ab dem 1. Februar 2016 ins Bethesda Spital ausgelagert wird, herrscht Trauerstimmung und Verunsicherung in den Gängen der Klinik. «Dieser Entscheid trifft uns sehr. Es fällt schwer, unter diesen Umständen motiviert zu arbeiten», sagt Locher.

Seit zehn Jahren ist sie beim Kantonsspital Baselland angestellt. Wie ihre Zukunft aussieht, weiss sie nicht. Während das nahe Umfeld von Frauenklinik-Chefarzt David Hänggi vom Bethesda Spital einfach so übernommen wird, müssen sich die Hebammen und Pflegerinnen des Bruderholzspitals selber um eine Anstellung bemühen. «Das Personal an der Basis ist bei der Privatisierung der Frauenklinik auf der Strecke geblieben», sagt Locher.

Das Bethesda wird laut Hänggi 58 der 94 Mitarbeitenden der Frauenklinik übernehmen, darunter zehn Hebammen. Bei den Pflegerinnen und Hebammen gilt das Privatspital allerdings nicht als attraktiver Arbeitgeber.

«Das Personal an der Basis ist bei der Privatisierung auf der Strecke geblieben.»

Wer zum Bethesda wechsle, verdiene bis zu 1000 Franken weniger im Monat und müsse mit grossen Verlusten in der Pensionskasse rechnen, sagt Locher. «Wir werden alle von der Leitung des Gebärsaals massiv unter Druck gesetzt, selber zu kündigen.» Die rund 50-Jährige vermutet, dass man mit dieser Strategie eine Abfindungszahlung umgehen möchte.

Sechs Hebammen und weitere sechs Pflegerinnen auf der Wochenstation und

Die Touristen kommen wie nie – und trotzdem reicht es Basel in einem europäischen Städtevergleich bloss auf den vorletzten Platz. Auch, weil es an Luxus-Bleiben mangelt.

Basel hat ein Problem mit den Hotelbetten

von Felix Michel

Der Tourismus in Basel brummt: Mehr als 1,1 Millionen Übernachtungen wurden 2014 in den Hotels gebucht. Das sind 57 076 Übernachtungen oder fünf Prozent mehr als im Vorjahr.

Zählt man nur die Zahl der Hotelübernachtungen, dann ist der Tourismus in Basel stärker gewachsen als in Genf, Zürich, Bern oder Lausanne. Eine positive Entwicklung, könnte man meinen. Wäre da nicht die Studie des Forschungsinstituts BAK Basel.

Die Studie vergleicht die fünf grössten Schweizer Städte Zürich, Genf, Basel, Bern und Lausanne mit zehn europäischen Metropolen. Das Resultat: Genf belegt den fünften Platz und schneidet damit unter den Schweizer Städten am besten ab. Basel liegt auf dem zweitletzten Rang, nur Lausanne rangiert noch schlechter. Im Vergleich zum Jahr 2013 hat Basel ganze zwei Plätze eingebüsst.

Warum schneidet Basel so schlecht ab? Der Städtevergleich gibt Aufschluss. Denn neben den Hotelübernachtungen fließen noch zwei weitere Faktoren in den Index ein: die Ertragskraft, also die realisierten Übernachtungspreise, und die Auslastung der Hotelbetten.

Die Zahlen der realisierten Übernachtungspreise liegen der TagesWoche nicht vor. Einen Anhaltspunkt bietet aber das Hotelangebot: Der Anteil der Luxushotels wirkt sich auf den durchschnittlichen Zimmerpreis aus.

Nur ein einziges Fünf-Sterne-Hotel

Prozentual betrachtet, gibt es in Basel wenig Fünf-Sterne-Betten. Das fällt ins Gewicht, sagt Natalia Held vom BAK Basel: «Ein hoher Anteil an Vier- und Fünf-Sterne-Hotels ist ein wichtiger Wettbewerbsfaktor.» In diesem Bereich liegt Basel hinter den anderen Städten zurück.

Noch eindrücklicher zeigt sich der Unterschied in den absoluten Zahlen: In Genf gibt es elf Fünf-Sterne-Hotels, in Basel drei.

Und weil das «Hilton» seit August zu ist und das «Swissôtel» freiwillig auf einen Stern verzichtete, hat Basel aktuell sogar nur noch eines, das «Les Trois Rois».

Auch sind die Hotelzimmer verglichen mit den Schweizer Städten schlechter ausgelastet. Hier belegt Basel sogar den letzten Platz, Zürich dagegen den ersten.

Zu viele kalte Betten

Dass Basel in dieser Kategorie so weit hinten liegt, überrascht den Direktor von Basel Tourismus, Daniel Egloff, kaum: «Die Anzahl der Hotelzimmer hat in Basel in den letzten Jahren schweizweit am stärksten zugenommen», sagt er. Die Auslastung und letztlich auch der Preis könnten dadurch in Basel nicht gleich gut performen, so Egloff. Mit anderen Worten: Basel hat ein Überangebot an Hotelbetten.

Wenig Fünf-Sterne-Hotels und eine schlechte Auslastung – das lässt die Stadt im BAK-Basel-Ranking also schlecht dastehen. Doch wie könnte Basel zulegen?

Egloff sieht da eine relativ drastische Möglichkeit: «Damit Basel im Ranking besser platziert wäre, müsste man einfach zwei Hotels schliessen.» Mit der Schliessung des «Hiltons» wurde der Vorschlag von Egloff bereits umgesetzt, wenn auch nur vorüber-

gehend. Die Auswirkung: Im September 2015 lag die Bettenbelegung bei 50,6 Prozent, 3,7 Prozentpunkte höher als letztes Jahr im selben Monat.

Allerdings hält Egloff eine bessere Platzierung gar nicht für erstrebenswert: «Die Studieninhalte sind durchaus relevant,» sagt er, «das Ranking der Studie aber nicht.» Die BAK-Basel-Studie sei nicht so renommiert wie eine Mercer-Studie. In dieser rangiert Basel mit Platz 29 im vorderen Fünftel von 148 Städten.

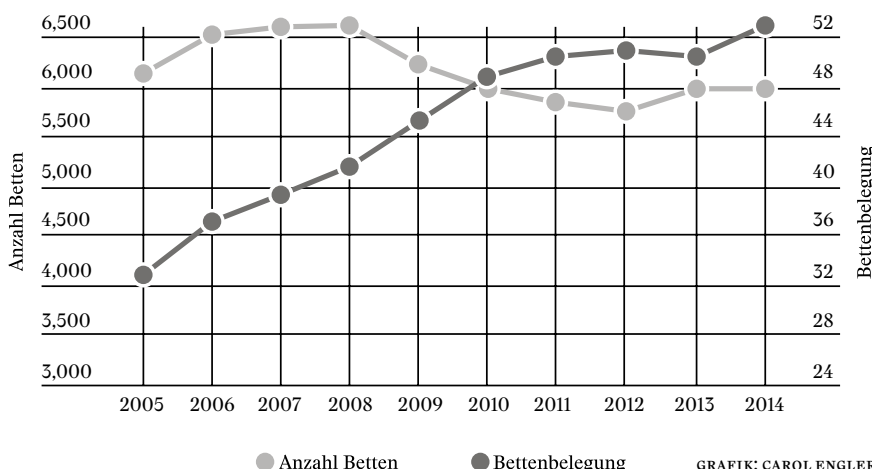
Zudem seien ja auch die hohen Investitionen in Hotelbauten ein Indiz dafür, dass Basel bei Geldgebern ein gutes Image habe, sagt Egloff. Das zeigen die Bauvorhaben in den kommenden Jahren. Anfang 2016 eröffnen das Vier-Sterne-Hotel «Nomad» am Brunngässlein mit 65 Zimmern und das «Motel One» an der Freien Strasse mit 143 Zimmern. Ende 2016 kommt ausserdem ein «Ibis-Hotel» im Grosspeter Tower mit 186 Zimmern hinzu und Ende 2018 folgt der «Hilton»-Ersatz: ein «Mövenpick-Hotel» am Bahnhof mit 260 Zimmern.

Sollten bis dann nicht merklich mehr Touristen nach Basel kommen, werden Ende 2016 noch mehr Zimmer in den Basler Hotels kalt bleiben.

tageswoche.ch/+khaoa

Online

Weitere Daten und Grafiken zu den Basler Hotels finden Sie online tageswoche.ch/+khaoa



Basels älteste Bäckerei musste zuletzt kleinere Brötchen backen. Jetzt wird sie von jungen Pächtern neu erfunden.

Bereit für das nächste Kapitel

Felicia Schäfer (l.) und Lea Gessler vor ihrer Bäckerei.

FOTOS: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



von Daniel Faulhaber

Die Bäckerei an der Riehentorstrasse 18 hat zwei Geschichten: Eine lange, die ist eine Erfolgsgeschichte. Und eine kürzere, nämlich jene der jüngeren Vergangenheit, deren Bilanz bestenfalls durchgezogen ist.

Nun soll ein weiteres Kapitel hinzugefügt werden, mit dem Ziel, die Bäckerei aus den Konjunkturschwankungen heraus und zurück auf die Erfolgsstrasse zu führen. Leon Heinz, der zusammen mit Felicia Schäfer und Lea Gessler den Neustart lanciert, sagt: «Wir wollen nicht an die letzten fünf Jahre anknüpfen, sondern an die letzten 300.» Heinz streicht über die Tischplatte, sein Blick wandert der blauweissen Verzierung an der Decke entlang.

Die Vergangenheit der Lokalität sei ihm durchaus bewusst, aber was seit 300 Jahren bestehe, das könne insgesamt gesehen nur eine Erfolgsgeschichte sein. Eine Erfolgsgeschichte, die in den letzten Jahren aber von Krisen durchgezogen wurde.

Plötzlich Pächter statt nur Berater

Der Betrieb geriet 2013 durch Misswirtschaft und hausinterne Querelen in Schieflage. Die Wege des Hauseigentümers und damaligen Verwaltungsratspräsidenten der Bäckerei, Bruno Kopp, und dem Betreiberpaar trennten sich im Unfrieden. Dass auch unter dem nachfolgenden Betreiber nicht alles rund lief, lässt sich aus der Kontaktaufnahme Kopp's mit den neuen Betreibern schliessen.

Die Jungbäcker haben offensichtlich Grösseres im Sinn, als bloss Brötchen über die Theke zu reichen.

«Ursprünglich wurden wir angefragt, ob wir der Bäckerei beratend zur Seite stehen können», erzählt Felicia Schäfer, «aber als wir endlich Zeit dazu fanden, war der Betrieb bereits geschlossen». Schäfer, Gessler und Heinz sind Teil der Gastronautischen Gesellschaft, die in Basel mit ihrem innovativen Konzept von sich Reden machte.

Dann ging alles sehr schnell. Gessler, die zu diesem Zeitpunkt noch eine Anstellung in Paris hatte, kehrte nach Basel zurück und die drei Hyperwerk-Absolventen beschlossen, ihre eigene Bäckerei zu eröffnen. «Kult» soll die neue Bleibe heissen, «weil in diesem Namen der Charakter des Ortes und gleichzeitig unser Programm zusammenkommen», sagt Heinz.

Ein Auszug aus diesem Programm liest sich wie folgt:

«Wir sehen uns als Treffpunkt für backbegeisterte Teigforscher und Ofen-affine Kulinariker, wo gelernt und ausgetauscht werden kann. Du möchtest Sauerteig anset-

zen? Oder endlich wissen, wie man Macarons macht? Wir sind offen für deine Anregungen und gestalten das Workshopprogramm mit dir zusammen.»

Oder so:

«In der Bäckerei «Kult» wird der beschwipste Peter am Samstagmorgen nach dem Ausgang das gleiche Pain au Chocolat kaufen wie die frühe Gabi vier Stunden später. Hier trifft das gute Bio-Vollkornbrot fürs Familienznacht auf den deftigen Croque Monsieur für den Gymi-Schüler am Mittag. Hier grüssen selbstgepflückte Zwetschgen und regionales Mehl die Kiwi aus Neuseeland.»

Die Jungbäcker haben offensichtlich Grösseres im Sinn, als bloss Brötchen über die Theke zu reichen. An der Riehentorstrasse 18 sollen der Backraum und die technische Ausstattung auf das Know-How und die Neugierde der Kundinnen und Kunden treffen, womit diese zumindest zeitweise von der Konsumenten- auf die Produzentenseite wechseln können.

Viele Bäckereien auf engem Raum

Eine Werbe-Aktion vor der offiziellen Eröffnung im November deutete bereits an, was in der Bäckerei dereinst möglich sein könnte: Schäfer, Gessler und Heinz verteilen gratis Pizzateig in der Stadt und luden zum gemeinsamen Backen. «Am Abend hatten wir dann die Backstube voll und alle wollten ihre Pizzen geniessen», berichtet Gessler. Der Abend war trotz halbfertiger Einrichtung ein voller Erfolg und bestätigte die Initianten in ihrem Vorhaben.

Für Aktionen wie diese wird die Bäckerei auch in Zukunft gute Ideen nötig haben,

will sie sich in der Gegend ein Alleinstellungsmerkmal erarbeiten. Zur nächsten Suter-Beck-Filiale sind es bloss knapp 100 Schritte, am Wettsteinplatz lockt das Kaffi-Sandwich mit seiner Aussenterrasse und direkt gegenüber verkauft das «Café des Artistes» Spezialitäten.

Die hohe Konkurrenzdicke sorgt beim angehenden Bäckerteam allerdings kaum für Verunsicherung. «Wir wollen hier etwas Neues auf die Beine stellen, das es so noch nicht gibt», sagt Gessler. Den benötigten Umsatz, der mit Laufkundschaft alleine so oder so nicht zu machen sei, soll mit Lieferungen an Cafés und kleine Läden erreicht werden. Erste Aufträge liegen bereits vor.

Ausstehende Startfinanzierung

Noch stehen die Knetmaschinen still, noch liegt kein Mehlgeruch in der Luft. Denn bis zur im November geplanten Eröffnung fehlt der Bäckerei «Kult» noch eine entscheidende Sache: Geld.

Bis zum 31. Oktober sollen per Crowdfunding 30 000 Franken zusammenkommen, weitere 30 000 Franken sollen über Stiftungsgelder hereingeholt werden. «Mit dem Crowdfunding liegen wir im Fahrplan», sagt Heinz. Für ihn stellt diese Art der Finanzierung gleichermassen auch eine Zukunftsprognose dar: «Wenn wir in Basel keine 300 Menschen finden, die bereit sind, die älteste Bäckerei der Stadt am Leben zu erhalten, dann macht unser Projekt ohnehin keinen Sinn.»

Die Neugierde der Quartierbevölkerung haben Schäfer, Gessler und Heinz bereits auf ihrer Seite. Während des Gesprächs klopfen immer wieder Passanten an die Scheibe und fragen: «Gibts ein Croissant?»



Nur eine Glaswand trennt Verkaufsraum und Backstube. Die Kunden sehen somit, wie ihre Ware hergestellt wird.

Noch müssen die hungrigen Passanten vertröstet werden. Mit ihrer Hilfe könnte aber bald ein weiteres Kapitel über die Bäckerei an der Riehentorstrasse 18 geschrieben werden.

tageswoche.ch/+2acdr

×

Wer sich mit einer Spende an der Neueröffnung der Bäckerei «Kult» beteiligen möchte, kann dies über die Plattform We Make It tun: wemakeit.com/projects/baekerei-kult

ANZEIGE

Wir sind auch nach einem Erdbeben für Sie da.

Nur bei uns: die Erdbebenversicherung zu jeder Hypothek. Und zu jedem Baukredit. Weitere Informationen finden Sie auf:

blkb.ch/ebv

* Zinssatz für Libor-Hypothek gültig bis 31.12.2015. Änderungen vorbehalten.

– Hypotheken ab 0,9%*
– Erdbebenversicherung inklusive



Basellandschaftliche Kantonalbank



Zoo Basel

Schluss mit dem Versteckspiel

von Tino Bruni

Bereits am 29. Mai sind sie im Basler «Zolli» zur Welt gekommen. Gezeigt haben sich die drei jungen Schneeleoparden den Besuchern aber noch nicht. Im Sommer war es ihnen dafür schlicht und einfach zu heiss. Ausserdem fühlten sie sich naturgemäss sowieso noch zu jung zum Modeln. Doch jetzt ist der Herbst da. Im Unterschied zu uns Menschen ist das aktuelle Wetter für die aus den Gebirgen Zentralasiens stammende Katzenart einfach unwiderstehlich. tageswoche.ch/+fmay8

Integration

Kurzes Hallo zum Auftakt hat sich bewährt

von Yen Duong

Seit einem halben Jahr gehören im Kanton Basel-Stadt Begrüssungsgespräche für zugezogene Ausländer zur Tagesordnung. In diesen Gesprächen wird unter anderem «auf die Bedeutung der deutschen Sprache, auf lokale Gepflogenheiten und Integrationsangebote» hingewiesen. Ausserdem wird über das gesprochen, was für einen neuen Einwohner von Interesse sein könnte: Schulsystem, Tagesbetreuungsstrukturen, öffentlicher Verkehr oder das Abfallsystem.

Die Begrüssungsgespräche sind ein Bestandteil des Gegenvorschlags zur SVP-Integrationsinitiative, dem das Basler Stimmvolk Ende 2014 zugestimmt hatte. Ein weiterer Bestandteil sind Gratis-Deutschkurse.

Über 3000 Gespräche seit Mai

Die Begrüssungsgespräche führt das Einwohneramt durch. Ein einzelnes Gespräch dauert je nach Informationsbedarf des Zuziehenden nur wenige oder auch mal 20 Minuten. Nach zwölf Monaten kann ein Integrationsgespräch folgen, in problematischen Fällen eine Integrationsvereinbarung mit Zielen. Seit Anfang Mai haben

3200 solche Begrüssungsgespräche stattgefunden, wie das Justiz- und Sicherheitsdepartement (JSD) auf Anfrage schreibt.

Möglichkeiten, auf das Gespräch zu verzichten, gibt es nicht, da es im Rahmen des üblichen Anmeldeprozesses stattfindet. Das heisst, im selben Durchgang werden die Daten des Zuziehenden von der Einwohnerkontrolle erfasst, bei Drittstaatsangehörigen werden beispielsweise auch gleich die Biometriedaten für den Ausländerausweis erhoben.

Längere Wartezeiten möglich

Offenbar stossen die Begrüssungsgespräche aber ohnehin auf eine «sehr hohe Akzeptanz», wie das JSD schreibt: «Die Zuziehenden haben dementsprechend vielmehr Anspruch auf ein Gespräch, als dass sie gezwungen wären, sich ein solches anhören zu müssen.»

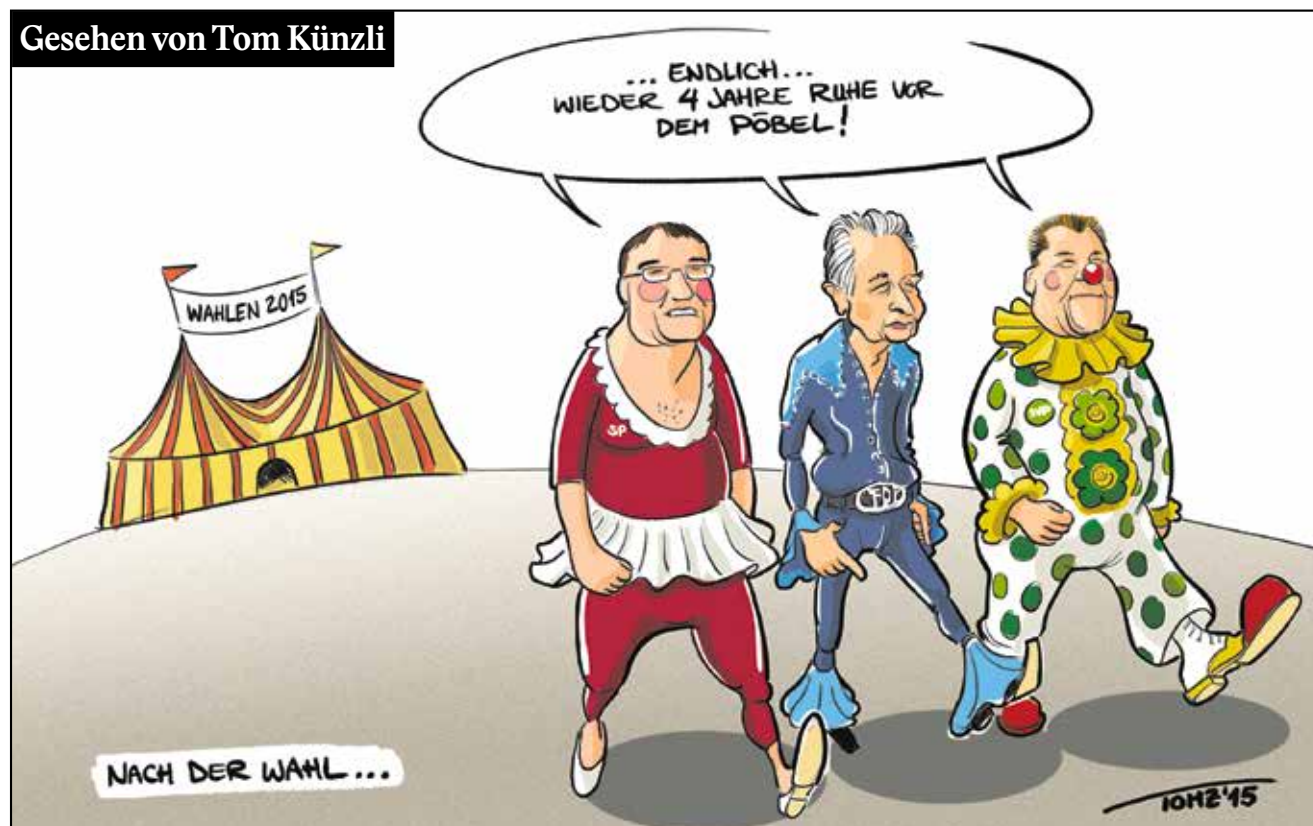
Um den Zusatzaufwand bei den Gesprächen abzufedern, wurde dem Beraterteam der Einwohnerkontrolle eine zusätzliche Teilzeitstelle bewilligt. Dies reicht aber offenbar nicht. «Neuzuziehende haben nicht nur mehr, sondern auch komplexere Fragen als angenommen, die zur Beantwortung ihre Zeit in Anspruch nehmen», schreibt das JSD. Inwieweit sich deshalb die Wartezeiten im Kundenbereich des Einwohneramts verlängern, liesse sich zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht sagen.

Was die Gratis-Deutschkurse betrifft, ist es ebenfalls noch zu früh für eine Bilanz. Diese wurden nach den Sommerferien das erste Mal durchgeführt.

tageswoche.ch/+hgm6

×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Heli gegen Kriminelle: Die Behörden sind zufrieden.

FOTO: DEUTSCHE BUNDESPOLIZEI

Sicherheit

Grenzwacht auf Hubschrauber-Sprungfahndung

von Daniel Faulhaber

Auf der H18, der Hauptverkehrsader des Laufentals, fand am Montag, 12. Oktober, eine Verkehrskontrolle statt. Überraschend dürften den Verkehrsteilnehmern dabei die Umstände erschienen sein: Ausser einem Patrouillenwagen der Kantonspolizei Basel-Landschaft diente den Behörden ein deutscher Helikopter vom Typ Super Puma als mobiles Büro.

Die Kontrolle war Teil der überregionalen «Hubschrauber-Sprungfahndung», einer gemeinsamen Aktion der deutschen Bundespolizei und des Schweizer Grenzwachtkorps. Wichtige Knotenpunkte auf beiden Seiten der Grenze können mit Hilfe des Hubschraubers «in Sekundenschnelle» erreicht werden, heisst es in der Medienmitteilung. Ausser in Nenzlingen (Basel-land) wurden in Eiken und Kaiserstuhl (Aargau) sowie in Riedern und Neuhaus (DE) Kontrollen durchgeführt.

Den Heli bezahlen die Deutschen

Der Helikopter verleiht dem deutsch/schweizerischen Team eine hohe Mobilität und erlaubt Überraschungseffekte wie aus der Medienmitteilung hervorgeht:

«Sie tauchen aus dem Nichts auf und verschwinden nach einer gewissen Zeit auch wieder. Dabei ist die Rede von mobi-

len Teams der beiden Verwaltungen. «Hubschrauber-Sprungfahndung» heisst das Zauberwort.»

Möglich macht solche Einsätze der Vertrag zwischen der Schweiz und Deutschland «über die grenzüberschreitende polizeiliche und justizielle Zusammenarbeit» vom 27. April 1999. Die behördliche Zusammenarbeit entlang der Grenze dient dabei vorab dem Zweck, grenzüberschreitender Kriminalität wirksam zu begegnen, sowie einen erleichterten Datenaustausch zu ermöglichen.

Die mobilen Fahndungscomputer an Bord des Helikopters konnten fünf Treffer verzeichnen, zwei Personen wurden vor Ort gebüsst. Eine Bilanz, die sich laut Behörden «sehen lassen» kann. Insgesamt wurden 120 Fahrzeuge und 160 Personen kontrolliert.

Zumindest auf Schweizer Seite entstanden durch den ungewöhnlichen Einsatz keine Mehrkosten, die Beamten des Grenzwachtkorps standen ganz normal im Dienst. Die finanzielle Vergütung des Super Puma oblag den deutschen Behörden.

«Entscheidend bei solchen Einsätzen ist für uns die hohe Mobilität», sagt Patrick Gantenbein von der Grenzwachregion Basel, «damit sind wir spontan und können situativ reagieren». Ob es sich bei der «Sprungfahndung» um einen Routine-Einsatz handelte, oder ob ein bestimmtes Ereignis ausschlaggebend war, wollte Gantenbein aus polizeitaktischen Gründen nicht bekanntgeben. Der Einsatz sei aber nicht als Reaktion auf die aktuelle Flüchtlingssituation zu verstehen.

Bei der «Hubschrauber-Sprungfahndung» handelte es sich bereits um den zweiten Einsatz seiner Art. Ob weitere geplant sind, wurde nicht kommuniziert. tageswoche.ch/+r6886

Theater Basel

Hunkeler macht sich Basel zur Bühne

von Sebastian Wirz

Bevor Hans-Jörg Schneider mit seinem ebenso trink- wie rauchfreudigen Kommissar zum erfolgreichen Krimiautor wurde, rückte er als Dramatiker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit. Und zwar mit einem Skandal.

Anfang der Siebzigerjahre schrieb Schneider ein Theaterstück über das sagenumwobene Sennentuntschi. Die Geschichte der von einsamen Sennen gebastelten Puppe, die zum Leben erwacht, brachte er in Mundart auf die Bühne des Zürcher Schauspielhauses. Die «erotische schweizerische Umgangssprache» und die Deutlichkeit, mit der er die Handlung präsentierte, sorgten für viele böse Leserbriefe. Als das Stück Jahre später auch im Fernsehen ausgestrahlt wurde, überschlugen sich die Reaktionen und trieben Schneider damals in die Flucht. Doch im Rückblick ist er überzeugt: Es gibt keinen besseren Start in die literarische Karriere eines Dramatikers als mit einem Eklat.

Die grössten Erfolge bescherten Schneider aber nicht seine Dramen. Die Romanreihe über den Basler Kommissär Hunkeler zählt mittlerweile neun Bände. Sechs der Krimis wurden mit Mathias Gnädinger in der Hauptrolle verfilmt.

Welcher Stoff nun in Basel inszeniert werden soll, haben die Produzenten noch nicht entschieden. Entweder aber Flattermann (1995) oder Silberkessel (1993, verfilmt 2010). So oder so: Hunkeler wird an den Ursprung seines Schöpfers zurückkehren. Einerseits zum Theater, dem Ausgangspunkt von Schneiders Karriere, andererseits zum Theater Basel, wo er einst als junger Regieassistent und Chargendarsteller tätig war.

Laiendarsteller gesucht

Das Theater Basel hat sich bei der Inszenierung gegen eine klassische Bühnenpräsentation entschieden. Hunkeler soll an den Originalschauplätzen in der Stadt auf Spurensuche gehen. Dabei sind Interaktionen zwischen den Schauspielern, den Zuschauern und zufälligen Passanten geplant.

Solche Aussenproduktionen will das Theater Basel gemäss Kommunikationsdirektorin Ingrid Trobitz künftig regelmässig in seinem Programm anbieten.

Die Inszenierung des Schneider-Krimis ist als Fortsetzungsprojekt von April bis Juni 2016 geplant. Die Termine stehen noch nicht fest. Regisseurin Daniela Kranz sucht noch Interessierte mit oder ohne Theatererfahrung, die mitwirken wollen. Geprüft wird ab Januar, das Casting findet am 31. Oktober statt.

tageswoche.ch/+654rj

Mit Trycheln wollte man im Alpenraum einst böse Geister vertreiben. Die SVP versucht das im Grunde immer noch.

Hört ihr nicht die Glocken?

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

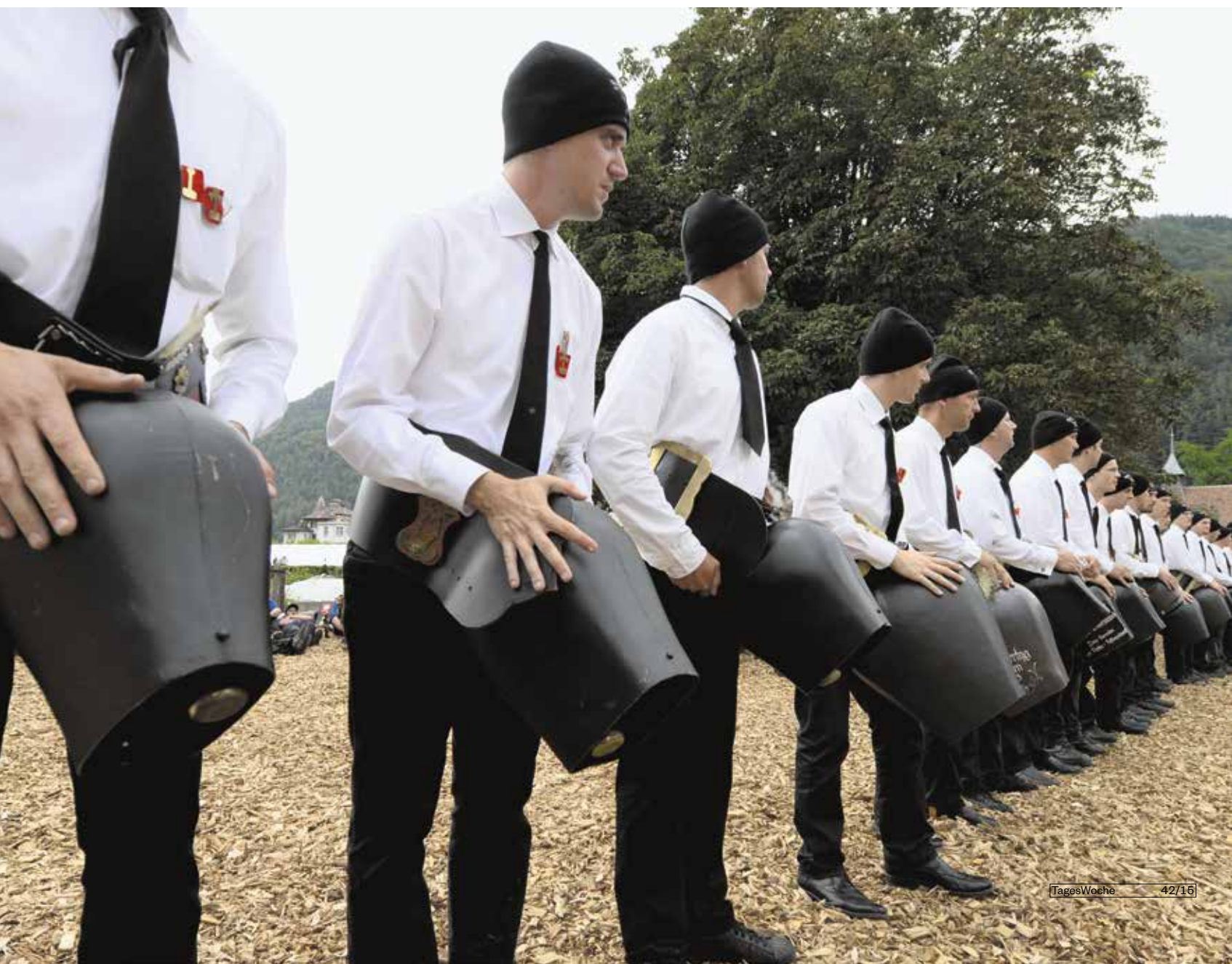
Achtet man auf den Wahlkampf der Rechtsnationalen – ihn nicht zu beachten ist bei deren gigantischem Aufwand nicht möglich –, dann hat man den Eindruck, es ginge um die Verteidigung der Heimat; Heimat gefordert als autochthones Heimatrecht. Die Zuwanderung soll begrenzt werden, es soll ausgeschafft, beseitigt und verhindert werden und es soll natürlich keine fremden Richter geben, selbst wenn sie Mitglieder eines gemeinsamen Gerichts sind.

Darum ist es gut, wenn wir uns wieder einmal überlegen, was Heimat ist. Dabei müssen wir vor allem bei uns selbst nachsehen. Wir können aber auch zur Kenntnis nehmen, was andere dazu gedacht und geschrieben haben. Zum Beispiel Max Frisch 1971 und 1974.

Bei dieser Lektüre kann einem bewusst werden, dass nicht alle das Gleiche darunter verstehen. Und dass dies gerade Heimat ausmacht. Ein ganz persönliches Gefühl von Verbundenheit, Zugehörigkeit, vielleicht auch Geborgenheit.

Trychler-Kolonne: Sieht totalitär aus und macht fast so viel Lärm wie die SVP im Wahlkampf.

FOTO: KEYSTONE



Etwas völlig anderes ist aber die Kultivierung und Bewirtschaftung von Heimatpartikeln, die dann für das Ganze stehen sollen und zudem mit einer bestimmten politischen Haltung aufgeladen werden: ein Zottel-Geissbock, ein Willy-Sennenhund (von schlecht Informierten auch als Bernhardiner wahrgenommen), Jodeln, Trachten und Trycheln.

Die politische Nutzung von Treicheln, Trecheln oder eben Trycheln könnte im Vorfeld der EWR-Abstimmung vom 6. Dezember 1992 ihre Premiere erlebt haben. Jedenfalls gibt es das bekannte Bild mit dem noch wesentlich jüngeren Christoph Blocher, zwar im weissen Stadthemd mit Krawatte, aber – wie seine in «Chutten» gekleidete Anhängerschaft – unter dem Joch von zwei Trycheln und einen Stumpen im Mund. Offensichtlich vor Fotografen posierend.

Traditionellerweise wurden die jetzt zur Politfolklore verkommenen Trycheln im nördlichen Alpenraum während der dunklen Winternächte zur Vertreibung böser Geister eingesetzt. Diese blechernen (nicht gegossenen) Grossglocken ergeben unschöne, aber eindringliche Töne. Das in einem Land, in dem an den Agglomerationsrändern Prozesse wegen Störung der Nachtruhe durch gewöhnliches Kuhglockengeläut geführt werden.

Besonders eindrücklich und berauschend, sogar leicht Angst einflössend sind die in schwarzem «Chüermutz» oder weissem Hirtenhemd uniformiert aufmarschierenden und beinahe totalitär wirkenden Trychler-Kolonnen.

Daneben gibt es auch lustig gemeinte Einzelauftritte: Von den Medien in gewünschter Weise beachtet zum Beispiel ein Um-die-Wette-Trycheln von Blocher und Maurer im Albisgüetli 2004.

Das ist nicht mehr ursprüngliches Brauchtum, sondern Instrumentalisierung von Brauchtum. Sie dient einem artifiziellen, im Dienste der politischen Abschottung stehenden Heimatkult. Dieser könnte als Reaktion auf die globalisierte Welt verstanden werden. Er ist dies auch bis zu einem gewissen Grad, fügt sich aber auch problemlos in die Globalisierung ein, ist ohne Weiteres kompatibel.

Tradition und Moderne

Es gibt die Trycheln in unterschiedlichen Grössen und entsprechend unterschiedlichen Preislagen, von etwa 700 bis 1700 Franken. Die meisten werden vorne gehalten zum «Schäppern» gebracht, einige auch auf dem Rücken oder tiefer und werden darum «Füdlitrycheln» genannt. Einige sind fast so gross wie ein SVP-Insekt. Für Trycheln gibt es noch keine ausländischen Produktionsstätten und noch keinen globalen Markt.

Das gegenwärtige SVP-Maskottchen, der Plüsch-Sennenhund Willy, wurde indessen von einer deutschen Firma (Teddy Hermann) nicht in Sumiswald, nicht in Schangnau, sondern in Shanghai oder an einem anderen chinesischen Produktionsort hergestellt.

Die sonderbar erscheinende und dennoch nicht untypische Kombination von Tradition und Moderne macht sich auch der Handorgelmann Willy Vogel, einst bei der Formation ChueLee, zu Nutzen. Für die SVP und für den Wahlkampf hat Vogel den «Freiheits-Song (Wo e Willy isch, isch ou e Wäg)» komponiert.

Sonderbare Mischung

Diese Art von Kreativität kombiniert nicht nur Tradition und Moderne, sondern gemäss Presseberichten offenbar – und wenig erstaunlich – sehr Anständiges mit weniger Anständigem, Trachten- und Pornowelt, kulturelle Eigenständigkeit und Melodienraub fremder Kompositionen. Das reichte offenbar nicht, DJ Tommy (SVP-Nationalrat Thomas Matter) lieferte einen zusätzlichen, von einer St.-Tropez-Vorlage abgekupferten Wahlkampf-Song nach, in der fünften Landessprache mit «Welcome to SVP» betitelt.

Auf pseudohelvetische Weise ist die SVP die amerikanischste Partei der Schweiz.

Mir kommt da ein SVP-Parteifest im Aargauischen Holziken vom August 2003 in den Sinn, an dem ich auf einem Podium zu Asyl- und Migrationsfragen teilgenommen habe. Die SVP-Fraktion präsentierte damals in Uraufführung eine Parteihymne, und zwar nach der Melodie des «Yellow submarine» – eine heimliche Hanfgras-Hymne, was die Leute nicht wussten, und zugleich ein 68er-Ohrwurm, was man leicht hätte wissen können. Aber niemand interessierte sich für diesen Aspekt und demzufolge störte sich auch niemand daran.

Das macht die Kraft dieser Partei aus: diese hemmungslose Kombination von Nichtpassendem, in diesem Fall des progressiven Songs aus England mit der schweizerischen Retromentalität. Urheberrechte und Tantiemen für den Beatles-Song spielten offenbar keine Rolle.

Eine zusätzliche Pointe dieses Anlasses bestand darin: Dirigiert wurde der Chor der meist bestandenen Mannen in ihren bereits etwas verschwitzten weissen Hemden zunächst vom Fraktionspräsidenten. Er war auf dem Podium jedoch der Konkurrenz des wirklichen Alphonse ausgesetzt: Christoph Blocher, gleicher Jahrgang wie John Lennon, eigentlich ein gewöhnliches Gruppenmitglied (und noch nicht Bundesrat), ebenfalls im bereits etwas verschwitzten weissen Hemd, betätigte sich gleichzeitig ebenfalls als Dirigent. Dies aber stets mindestens so sehr gegen das Publikum wie gegen seine Sänger gerichtet, sodass vor dem Chor eine Weile zwei Dirigenten den gleichen Takt angaben, bis der Fraktionspräsident ganz in den Hintergrund geriet und nur noch einer ganz vorne stand und den Takt angab.

Kreativität? Die SVP greift nach allem, was ihr dienlich erscheint, okkupiert und korrumpiert es. Selbst die harmlosen Kantonswappen, landläufige Heimatsymbole, werden in ihren Händen zu Schildern kleinnationalistischer Militanz.

Ein Teil der SVP-Propaganda wird offenbar auch in den eigenen Reihen nicht überall goutiert. Nationalrat Alfred Heer, Präsident der Zürcher SVP, bezeichnete den Plüschhund Willy und den dazugehörenden Song als «eher gaga» und als Trivialisierung; Politik jedoch sei eine ernsthafte Sache. «Solche Lieder und Maskottchen lenken von den wahren Problemen der Schweiz ab.» Diese Probleme ortete Heer vor allem in den Gebieten von Wirtschaft und Finanzplatz, doch die SVP Schweiz schiesse sich zu sehr auf die Themen Flüchtlinge und EU ein.

Der gleiche Mann wagte es einmal, vor laufender Fernsehkamera über den «Heiland» Blocher zu spotten. Als ich mich darüber wunderte, erhielt ich die Erklärung, Heer gehöre eben nicht zu Blochers innerem Zirkel (also nicht zu den Jüngern).

Hauptsache beachtet

Auch für die SVP gilt – für sie in besonderem Masse –, dass es besser sei, einen schlechten Ruf zu haben, dafür aber wahrgenommen zu werden, als nicht beachtet zu werden. Nach dieser Regel hat SVP-Nationalratskandidat Roger Köppl in seiner «Weltwoche» über künftige Fraktionskollegen schlecht schreiben lassen, was doch mit einiger Verwunderung zur Kenntnis genommen wurde. Geht es nur um Publizität, hat auch dieser Politgag funktioniert – die anderen Medien berichteten. Offen bleibt, ob bloss Aufmerksamkeit bereits zu politischem Support führt.

Die SVP ist auf pseudohelvetische Weise die amerikanischste Partei der Schweiz. Anderen Parteien, die sich teilweise bereits inhaltlich von rechtsnationalen Reflexen programmieren lassen, scheint bei dieser propagandistischen Tüchtigkeit nicht viel übrig zu bleiben, als sich dem SVP-Stil auch formal anzupassen. Die geschätzten Wählerinnen und Wähler haben nun in diesen Tagen und Stunden Gelegenheit zu zeigen, wie gut das ankommt und der Politikultur der schweizerischen Heimat entspricht. tageswoche.ch/+po8io x

ANZEIGE

Das Thema Flüchtlinge wurde im Wahlkampf weitgehend ausgeklammert. Dabei sind die Probleme noch lange nicht gelöst. Fünf offene Fragen.

Wie geht es weiter?

von Jeremias Schulthess

Anfang September geriet die Medienwelt aus den Fugen: Ein dreijähriges Flüchtlingskind starb bei der Überfahrt in Richtung Europa. Das Bild des toten Knaben am Strand vor dem türkischen Städtchen Bodrum ging um die Welt.

Sechs Wochen später berichten die Medien nicht mehr im Tagesrhythmus über die Flüchtlingskrise. Zumindest in der Schweiz ist das Thema abgeklungen, im Wahlkampf halten sich alle Parteien ausser der SVP damit zurück. Dabei ist die Krise noch lange nicht bewältigt.

Es gibt weiterhin einige offene Fragen, die Europa und die Schweiz klären müssen.

1. Wie lässt sich verhindern, dass Menschen auf der Flucht sterben?

Das zentrale Problem liegt darin, dass die Einreise nach Europa für Menschen von ausserhalb der EU illegal ist. Nur deshalb zwängen sich Flüchtlinge in überfüllte Boote und zahlen viel Geld an kriminelle

Schlepper für die Reise nach Europa auf gefährlichen Routen.

Mit dem Geld, das schutzbedürftige Menschen für ihre Flucht ausgeben, könnten die meisten auch ein Erstklass-Ticket für einen Flug, etwa von Kairo nach Zürich, bezahlen. Nur: Das geht nicht, weil sie kein Visum für ein europäisches Land erhalten.

Der effektivste Weg, Tote zu verhindern, ist deshalb, Flüchtlingen eine legale Einreise nach Europa zu ermöglichen. Kontingente für Flüchtlinge sind ein Weg. Menschen aus Kriegsgebieten auf legalem Weg in die Schweiz oder in die EU zu holen.

2. Wie viele Kontingentsflüchtlinge kann die Schweiz aufnehmen?

Die Schweiz beteiligt sich an der Aufnahme von Kontingentsflüchtlingsen, die durch Vermittlung des Hochkommissariats für Flüchtlinge der Vereinten Nationen (UNHCR) ins Land kommen. Das UNHCR wählt die Schutzbedürftigen nach bestimmten Kriterien vor Ort aus. Darunter fallen Familien mit kleinen Kindern, Alleinerziehende, alleinstehende Frauen, Kranke oder Angehörige religiöser Minderheiten, wie UNHCR-Sprecher Stefan Telöken gegenüber der «Süddeutschen Zeitung» sagt.

Die für dieses Resettlement-Programm Auserwählten werden anschliessend von den Schweizer Behörden überprüft und dürfen dann mit dem Flugzeug oder über andere legale Wege einreisen.

Seit März kamen auf diesem Weg ganze 68 Personen aus Syrien in die Schweiz. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) rechnet mit 300 Kontingentsflüchtlingsen, die bis Ende des Jahres so einreisen sollen. Der Bundesrat gab im März bekannt, dass innerhalb von drei Jahren 3000 syrische Kontingentsflüchtlinge in die Schweiz reisen sollen.

Im September korrigierte er die Zahl der Kontingentsflüchtlinge auf 1500. Dies deshalb, weil er im selben Monat 1500 Flüchtlinge aus einem Relocation-Programm der EU in die Rechnung mit einbezogen hatte.

Es handelt sich dabei um Flüchtlinge, die aus der EU in die Schweiz einreisen.

Stefan Frey von der Schweizerischen Flüchtlingshilfe (SFH) sieht darin einen Taschenspielertrick. Man zähle hier einige dazu, rechne dort einige ab und vertusche dabei, dass man «gemessen an den Möglichkeiten eigentlich sehr wenig für Flüchtlinge tut».

3. Sind Aufnahmezentren an der EU-Aussengrenze Teil einer Lösung der Flüchtlingskrise?

Die EU-Justiz- und Innenminister haben vergangene Woche beschlossen, an den EU-Aussengrenzen Aufnahmezentren einzurichten. Flüchtlinge sollen künftig in diesen «Hot-Spots» einen Asylantrag stellen und anschliessend per Verteilschlüssel auf die Mitgliedsländer der EU verteilt werden.

Von den Flüchtlingen, die in den Erstaufnahmeländern Italien, Griechenland und Ungarn angekommen sind, will die EU 40 000 auf ihre Mitglieder verteilen. Auch die Schweiz beteiligt sich an dieser ersten Umverteilung. Bis zu 1500 anerkannte Flüchtlinge sollen innerhalb dieses Relocation-Programms in die Schweiz kommen.

Kritiker sehen hinter den Aufnahmezentren die Absicht der Regierungen, Flüchtlinge von ihren Ländern fernzuhalten.

In einem zweiten Schritt sollen weitere 120 000 Menschen auf die EU-Länder verteilt werden. Ob sich die Schweiz auch daran beteiligt, ist offen. Falls ja, würden etwa 4500 Flüchtlinge aus Italien, Griechenland und Ungarn in die Schweiz einreisen.

Die EU strebt einen fixen Verteilschlüssel an, nach dem die Flüchtlinge aus den Hot-Spots auf die beteiligten Länder verteilt werden. So weit ist es allerdings noch

ANZEIGE

Di 20.10. 20:00 • Einführung 19:00

Mi 21.10. 19:00

Do 22.10. 20:00

Saisonöffnung

«Mad Couples» – Krenek und Mozart

Musiktheater: Ernst Kreneks
Kammeroper «Vertrauenssache»
mit Arien-Interventionen aus
Mozarts «Così fan tutte»

GARE DU NORD

www.garedunord.ch

T 061 883 13 13



Unterwegs in eine ungewisse Zukunft: Flüchtlingskind in Serbien.

FOTO: REUTERS

nicht. Fraglich ist, ob die Schweiz bei einem fixen Verteilschlüssel mitmachen würde.

Die Krise beenden können die Aufnahmезentren nicht. Aber sie bieten der EU auf lange Sicht eine Möglichkeit, mit der grossen Zahl an Flüchtlingen umzugehen. Kritiker sehen dahinter die Absicht der Regierungen, den Flüchtlingsstrom von ihren Ländern fernzuhalten. Länder, die wie Deutschland derzeit verhältnismässig viele Flüchtlinge aufnehmen, würden damit entlastet. Die Zahl der Asylsuchenden in der Schweiz würde sich durch einen fixen Verteilschlüssel vermutlich wenig verändern.

4. Soll die Schweiz das Botschaftsasyl wieder einführen?

2013 stimmte die Schweizer Bevölkerung für ein revidiertes Asylgesetz und damit für die Abschaffung des Botschaftsasyls. Dieses erlaubte es Schutzsuchenden, in einer

Schweizer Vertretung ein Asylgesuch einzureichen. Sofern dieses aussichtsreich war, erhielten sie ein Visum für die Schweiz.

Unser Land war das letzte in Europa, welches das Botschaftsasyl kannte. Damit würde man als Zielland für Flüchtlinge zunehmend attraktiv, sagten Kritiker. Auch im September war das Argument zu hören, als der Nationalrat die Wiedereinführung des Botschaftsasyls diskutierte, sich aber mit deutlicher Mehrheit dagegen aussprach.

Für Stefan Frey von der SFH wäre das Botschaftsasyl eines der besten Mittel, um Menschenleben zu retten. Doch vorläufig ist das Thema in der Schweiz vom Tisch.

5. Wie kann man effizient gegen Schlepperbanden vorgehen?

Für manche sind sie Kriminelle, für andere Fluchthelfer. So unterschiedlich über die Schlepper geredet wird, so unterschiedlich

sind deren Motive. Handfeste Fakten zu den Hintergründen der Schlepperbanden gibt es kaum.

Bekannt ist, dass diese kriminellen Organisationen äusserst dreist vorgehen und aus dem Leid der aus Kriegs- und Krisengebieten flüchtenden Menschen grossen Profit schlagen.

Die EU setzt derzeit auf militärische Präsenz im Mittelmeer, wo gezielt Jagd auf Schlepperboote gemacht werden soll. Das Risiko ist allerdings hoch, dass bei der Aktion auch Flüchtlinge gefährdet oder verletzt werden.

Dabei wäre das effektivste Mittel, gegen die Schlepper vorzugehen, legale Fluchtwege zu schaffen. Denn: Die kriminellen Organisationen können nur deshalb ihre Geschäfte machen, weil die Flüchtlinge in die Illegalität getrieben werden.

tageswoche.ch/+zqu76

×

Piräus

Eine Fähre brachte diese Afghanen zusammen mit 2500 anderen Migranten aus Lesbos aufs griechische Festland. Nun kämpfen sie um einen Platz in einem der Busse, die sie in ein Auffanglager bringen sollen.

YANNIS BEHRAKIS/
REUTERS

**Lesbos**

Immerhin eine Rettungsdecke zum Warmhalten: Anständige Unterkünfte für Flüchtlinge sind Mangelware auf den griechischen Inseln. Kein Wunder, rechnet doch das UNHCR, dass dieses Jahr schon an die 400000 Migranten in Griechenland eingetroffen sind.

DIMITRIS MICHALAKIS/
REUTERS

**Calais**

Der Iraner Youssef, 33, wollte zu Fuss durch den Euro-tunnel. Nach zehn Kilometern stoppte ihn die Polizei. Zurück in der Kälte von Calais schützt er seine Füße mit den Ärmeln eines Pullovers.

PASCAL ROSSIGNOL/
REUTERS



Piräus

Und was passiert jetzt? Diese Kinder aus Syrien kamen mit derselben Fähre von Lesbos wie die Afghanen auf Bild 1. Im Bus gabs einen Sitzplatz für sie, doch die Ungewissheit, wie es weitergeht, bleibt.

YANNIS BEHRAKIS/
REUTERS



Lesbos

Sie hat es erst bis Lesbos geschafft. Nach der Ankunft in einem überfüllten Schlauchboot kümmern sich freiwillige Helfer um eine völlig entkräftete Frau.

FOTIS PLEGAS/REUTERS



Basel-Stadt und Region

Allschwil

Felix-Meyer, Maria Luise, von Hochdorf/LU, Ruswil/LU, Uezwil/AG, 26.12.1926–11.10.2015, Strenggärtenweg 24, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Donnerstag, 22.10., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Hunkeler-Zürcher, Agnes Ida, von Ebercken/LU, 09.08.1932–08.10.2015, Baslerstr. III, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Arlesheim

Ashawanden, Werner Martin, von Seelisberg/UR, 17.02.1945–08.10.2015, Obere Holle 19, Arlesheim, Trauerfeier: Donnerstag, 22.10., 14.00 Uhr, Klosterkirche Dornach, anschliessend Beisetzung auf dem Friedhof Bromhübel, Arlesheim.

Basel

Baumgartner, Hans-Georg Gerhard, von Trub/BE, 17.04.1952–07.10.2015, Falkensteinerstr. 18, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Blumschein, Peter, von Basel/BS, 17.02.1968–10.10.2015, Frobenstr. 37, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Bögli, Hanna, von Basel/BS, 19.03.1954–05.10.2015, Strassburgerallee 113, Basel, wurde bestattet.

Bruder-Hediger, Anna-Louise, von Basel/BS, 08.08.1924–06.10.2015, Dorfstr. 58, Basel, wurde bestattet.

Buchser-Feusi, Rudolf René, von Bätterkinden/BE, 26.04.1932–09.10.2015, St. Jakobs-Str. 105, Basel, wurde bestattet.

Dieterle-Eisele, Dolly Madeleine Heidy, von Basel/BS, 29.05.1924–07.10.2015, Kirschblütenweg 14, Basel, Urnenbeisetzung im engsten Kreis.

Dürr-Gostkowski, Erwin, von Basel/BS, 01.10.1939–07.10.2015, Schopfheimerstr. 4, Basel, Trauerfeier:

Freitag, 16.10., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fischer-Rickenbacher, Julius, von Merenschwand/AG, 03.06.1939–02.10.2015, Liestalerstr. 35, Basel, Trauerfeier: Freitag, 16.10., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Frei, Hans Walter, von Bettingen/BS, 12.02.1920–30.09.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Grauwiler, Esther, von Eptingen/BL, 30.05.1961–08.10.2015, Birmannsgasse 30, Basel, wurde bestattet.

Hamel-Szöke, Vilma, von Basel/BS, 07.05.1931–04.10.2015, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Hoch-Studer, Emma, von Basel/BS, 29.04.1919–02.10.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Honegger, Ferdinand Ernst, von Mels/SG, 19.01.1949–02.10.2015, Hagentalerstr. 49, Basel, wurde bestattet.

Isler-Batschelet, Erich Rudolf, von Weisslingen/ZH, 10.05.1928–06.10.2015, Birkenstr. 25, Basel, wurde bestattet.

Knüsel-Bannier, Martha, von Udligenswil/LU, 17.11.1933–07.10.2015, Käferholzstr. 125, Basel, Trauerfeier: Freitag, 16.10., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kummli-Gaugler, Elisabeth, von Wolfisberg/BE, 25.08.1920–01.10.2015, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Lautenschlager-Gysin, Walter, von Basel, 06.01.1919–04.10.2015, Johanniterstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Manser, Claudia Dorothea, von Appenzell/AI, 13.12.1957–06.10.2015, Wettsteinallee 192, Basel, wurde bestattet.

Messer-Meury, Jsela, von Zauggenried/BE, 14.04.1927–08.10.2015, Kastanienweg 9, Basel, wurde bestattet.

Meyer-Bürgin, Irma Paula, von Bubendorf/BL, 02.08.1924–

06.10.2015, Dorfstr. 26, Basel, wurde bestattet.

Näf-Diener, Erwin Josef, von Altstätten/SG, 02.03.1941–04.10.2015, Altrheinweg 98, Basel, Trauerfeier: Freitag, 16.10., 15.00 Uhr, St. Christophoruskirche Basel.

Peter, Lilly Marta, von Elgg/ZH, 20.11.1926–04.10.2015, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 20.10., 14.00 Uhr, Gottesacker Riehen.

Rieder-Krucker, Frieda Pauline, von Frutigen/BE, 19.01.1916–02.10.2015, Blumenrain 25, Basel, wurde bestattet.

Sager-Kirchhofer, Adele, von Basel/BS, 27.12.1916–11.10.2015, Falkensteinerstr. 30, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Steiner, Niklaus Iwan, von Wildhaus/SG, 20.10.1971–12.10.2015, Güterstr. 89, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

von Mutzenbecher-Desmiers, Marie-Christine France Elisabeth, von Riehen/BS, 13.08.1943–22.09.2015, Gellertpark 4, Basel, wurde bestattet.

Wegmüller-Kaspar, Gerhard, von Vechigen/BE, 01.04.1957–12.10.2015, Lehenmattstr. 119, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 20.10., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Wiederkehr-Grola, Frieda, von Basel/BS, 28.04.1918–26.09.2015, Wiesendamm 20, Basel, Trauerfeier: Montag, 19.10., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Zimmermann-Ziltener, Walter, von Buchholterberg/BE, 06.11.1933–29.09.2015, Thiersteinerallee 84, Basel, Trauerfeier: Freitag, 16.10., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hölstein

Stricker-Vogt, Emil, von Grabs/SG, 12.10.1935–06.10.2015, Neumattstr. 3, Hölstein, wurde bestattet.

Münchenstein

Gass-Rohr, Margrit, von Oltingen/BL, Münchenstein/BL, 11.07.1921–08.10.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Abschied im engsten Familienkreis.

Herrli-Vogel, Ernst, von Lyss/BE, 22.08.1930–08.10.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Urnenbeisetzung und Abdankung: Dienstag, 20.10., 13.30 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgassee 2, Münchenstein Dorf.

Pittet-Nyffeler, Paul Henri, von Vuisternens-devant-Romont/FR, Münchenstein/BL, 01.09.1933–28.09.2015, Lehengasse 31, Münchenstein, Abschiedsfeier: Mittwoch, 21.10., 14.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgassee 2, Münchenstein Dorf.

Rapp-Estermann, Helena Theresia, von Zürich/ZH, 03.03.1931–03.10.2015, Loogstr. 10, Münchenstein, wurde bestattet.

Muttenz

Kohler-Räfle, Werner Alfred, von Seehof/BE, 23.09.1922–10.10.2015, Seminarstr. 27, Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

La Monaco-Fülle-mann, Edith, 25.09.1933–14.09.2015, (wohnhaft gewesen in Orselina, Casa Montesano), Muttenz, wurde bestattet.

Mühlemann, Hans, von Seeburg/BE, 28.06.1919–23.09.2015, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, wurde bestattet.

Ormalingen

Gysin-Leibundgut, Ulrich, von Ormalingen/BL, Oltingen/BL, 15.09.1942–10.10.2015, Sonnenweg 27, Ormalingen, Urnenbeisetzung: Dienstag, 20.10., 14.00 Uhr, im Familien- und Freundeskreis auf dem Friedhof

Ormalingen, Abdankung um 14.30 Uhr in der Kirche.

Pratteln

Egli-Duppenthaler, Lota (gen. Lotti), von Pratteln/BL, Wildhaus-Alt St. Johann/SG, 12.05.1930–05.10.2015, Bahnhofstr. 37, APH Madle, Pratteln, Beisetzung im engsten Kreis.

Lüscher-Eglin, Hanni, von Dürrenäsch/AG, 09.03.1941–11.10.2015, Schauenburgerstr. 24, Pratteln, Trauerfeier: Dienstag, 20.10., 14.00 Uhr, ref. Kirche, Schauenburgerstr. 3, Pratteln.

Reinach

Stoffel-Neunstöcklin, Lisbeth, von Vals/GR, 31.10.1925–08.10.2015, Aumattstr. 79, Reinach, wurde beigesetzt.

Riehen

Bögli-Studer, Irene, von Basel/BS, 16.12.1925–26.09.2015, Inzlingerstr. 50, Riehen, wurde bestattet.

Fredenhagen-Lüdi, Ricarda, von Basel/BS, 07.02.1925–04.10.2015, Inzlingerstr. 50, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 16.10., 10.30 Uhr, Altersheim Wendelin, Inzlingerstr. 50, Riehen.

Grzwina-Vanek, Hildgarda, von Riehen/BS, 26.08.1927–06.10.2015, Erlensträsschen 42, Riehen, Trauerfeier: Montag, 19.10., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Marti-Meier, Erna, von Breitenbach/SO, 17.05.1924–26.09.2015, Unterm Schellenberg 185, Riehen, wurde bestattet.

Soder-Weidenbach, Reinhard, von Riehen/BS, Basel/BS, 29.08.1927–07.10.2015, Hungerbachweg 44, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Angela Merkel macht Gregor Gysi Eindruck. Durch ihren Kurs der gesellschaftlichen Öffnung und die «Willkommenskultur» für Flüchtlinge kommt die CDU jedoch von rechts unter Druck.

“

Wenn jemand die politische Szene in Deutschland beherrschen kann, dann die Konservativen unter Angela Merkel. Vor einem Jahr hätte ich diesen Satz vielleicht noch unterschrieben, auch wenn es mich geärgert hätte, dass dem so sei. Diese Einschätzung resultierte aus zwei Beobachtungen.

Erstens, Angela Merkel ist es gelungen, die CDU gesellschaftspolitisch zu modernisieren. Frauen, die trotz Familie eine berufliche Karriere anstreben, sind inzwischen etwas Normales und werden gesellschaftlich akzeptiert. Dass die CDU da nachholte, war überfällig. Die deutsche Gesellschaft betrachtet Homosexuelle nicht als Bedrohung der bürgerlichen Familie, auch das hat die CDU begriffen. Schliesslich hat sich die CDU migrationspolitisch modernisiert und akzeptiert, dass es in Deutschland Menschen muslimischen Glaubens gibt.

Diese Modernisierungen stehen pars pro toto für den Kurs der Bundeskanzlerin, aus dem Erscheinungsbild des deutschen Konservatismus die letzten reaktionären Elemente zu tilgen. Kurz gesagt: Auch dem urbanen Bürgertum soll es möglich sein, CDU wählen zu können, ohne dass es ihm peinlich ist. Zur Modernisierungspolitik gehört auch, die neoliberale Ausrichtung sozialpolitisch zu flankieren: Diejenigen sozialen Gruppen, auf die man meint, nicht verzichten zu können, werden sozialpolitisch bedacht.

**Nur eine EU, in der
«deutsch gesprochen»
wird, ist für National-
konservative akzeptabel.**

Zweitens jedoch muss auch registriert werden, dass die Sozialdemokratie nach der Regierungszeit von Gerhard Schröder eigentümlich machtunwillig geworden ist. Verbal bekennt sie sich zu einer Korrektur an der Agenda-Politik Schröders, ist jedoch unfähig, eine Idee einer fortschrittlichen Alternative zu formulieren. Damit «erlaubt» sie es den Grünen, die Idee einer etwaigen Koalition mit den Konservativen attraktiv zu finden, denn das Haupthin-



Gregor Gysi ist deutscher Rechtsanwalt und Politiker (Die Linke).
tageswoche.ch/+5zuxp

dernis, die Atompolitik, wurde von Merkel aus dem Weg geräumt.

Auch in der Linkspartei (Die Linke) stärkt sie jene Mitglieder, die kein Vertrauen mehr in die Möglichkeit einer fortschrittlichen Alternative haben. In dieser Situation ist für die CDU nicht die Frage, dass sie regieren wird, sondern allenfalls, mit wem sie koalitiert.

Es gibt allerdings einen Preis, den die Merkel-CDU zahlen musste. Indem sie die Themen der National- und der Rechtskonservativen nicht mehr aufgriff, fühlten diese sich parteipolitisch heimatlos. Die Gründung der Alternative für Deutschland (AfD) sowie die «Bürgerbewegung» Pegida machten deutlich, dass die politische Dynamik in der Zwischenzeit auf der rechten Seite des Spektrums angelangt ist.

Nötigung statt Solidarität

Eine Konkurrenz von rechts – das ist für Konservative immer ein Problem. Die Gegner des Euro, die eine nationalkonservative Wende in der Europa-Politik wollen, setzen auch die CDU unter Druck. Die Zustimmung der CDU-Fraktion zu Griechenland-Hilfen (die auch aus linker Perspektive problematisch sind, da an unzumutbare Bedingungen geknüpft) war für die Kanzlerin nur zu bekommen, da der Finanzminister Wolfgang Schäuble einen knallharten Kurs gegenüber Griechenland fuhr, der wenig mit Solidarität, dafür viel mit Nötigung zu tun hatte.

Nur eine EU, in der «deutsch gesprochen» wird, ist für Nationalkonservative akzeptabel. Jetzt, bei der Bewältigung der Flüchtlingskrise, kommen die Rechtskonservativen zum Zuge, deren Ressentiment sich beredten Ausdruck verschafft.

Real handelt es sich vor allem um eine Krise der administrativen Kapazitäten, man hat sich nicht ernsthaft vorbereitet auf die massenhafte Ankunft schutz-

suchender Menschen. Fällig wären ohnehin dringend nötige Investitionen in den Wohnungsbau, in das Bildungssystem und für die Integration in Arbeitsmärkte. Und es handelt sich um eine Krise des Dublin-Systems, das dazu geschaffen wurde, die Flüchtlinge von Deutschland fernzuhalten.

Die Gefahr einer CDU-Krise

Wie stark die Kanzlerin von rechts bedrängt wird, sieht man einer Formulierung an, mit der sie Geschichte machen könnte: «Ich muss ganz ehrlich sagen, wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.» Das ist nicht nur für Angela Merkel ein ungewöhnlich deutlicher, ein entschiedener und Partei nehmender Satz. Dieser Satz ist gleichermassen auch ungewöhnlich für deutsche Regierungschefs. Ich war wirklich beeindruckt.

**Die Gegner von Merkels
Kurs, die vernachlässigt
wurden, melden ihre
Ansprüche an oder das,
was sie dafür halten.**

Aber dieser Satz zeigt eben auch, dass die Merkel-CDU vor einer Krise stehen könnte: Die Gegner des Merkel-Kurses, die lange vernachlässigt wurden, melden ihre Ansprüche an oder das, was sie dafür halten. Die bisherige Garantie für Angela Merkel war, dass sie erwiesenermassen Wahlen gewinnen konnte durch geschicktes Niederhalten ihrer parteipolitischen Gegner. Polarisierende Debatten liess sie erst gar nicht aufkommen.

Die Linke in Deutschland kann aus der Herausforderung der Kanzlerin durch ihre rechten Gegner eine Chance für sich schaffen: Eine überzeugende Alternative (nicht nur für Deutschland) zu entwickeln, für die wählen zu gehen sich lohnen könnte. ×

”

Historiker Jakob Tanner über die Schweiz im 20. Jahrhundert und aktuelle Entwicklungen, die ihm Sorgen machen.

«Wir hören vermehrt völkische Töne»

von Jeremias Schulthess

Jakob Tanner gehört zu jenen Menschen, die vergessen, wo sie ihren Mantel aufgehängt haben, dafür aber Jahreszahlen und Namen aus dem Stand wiedergeben können – etwa jene einzelner Bundesräte aus dem 19. Jahrhundert. Und im Interview spricht er, als kenne er sein soeben erschienenen 500-Seiten-Opus auswendig.

Die Erstauflage von Tanners «Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert» ist vier Wochen nach Erscheinen ausverkauft (zweite Auflage wird nachgedruckt). Das Buch löste heftige Reaktionen aus. NZZ und «Weltwoche» haben es zerfetzt, der «Blick» rezensierte das Werk wohlwollend.

Tanners Thesen sind in der Schweiz umstritten, hier entwickeln sie eine politische Brisanz. Das internationale Fachpublikum zollt dem Historiker hingegen Respekt. So ist Tanner, der vor Kurzem von der Universität Zürich emeritiert wurde, Herausgeber der renommierten «Zeitschrift für Historische Anthropologie» – ein Zugang, der in Geschichtswissenschaften seit einigen Jahren als Trend gilt. Von dieser Geschichte «von unten» ist in Tanners neuestem Werk jedoch wenig zu entdecken.

Der Autor betrachtet sein Territorium aus der Adlerperspektive und setzt nur vereinzelt zum Sinkflug an – um die Geschehnisse sogleich wieder im Überblick zu

beschreiben. Und genauso spricht Tanner im Interview: mit abwägender Distanz und wohlüberlegten Formulierungen.

Sie nennen die Schweiz in Ihrem Buch eine «Trittbrettfahrerin». Das heisst, dass die Schweiz quasi als Profiteurin auf dem Zug der «Grossen» mitfährt. Nicht gerade ein positives Bild, das Sie da zeichnen.

Trittbrettfahren ist tatsächlich ein Problem. Man kann es aber auch positiv als Ausdruck von Cleverness sehen. Wenn die anderen es zulassen, dass jemand einfach so mitfährt, warum sollte man es dann nicht tun? Vom humanitären Selbstbild her sah sich die Schweiz vorwiegend als eine

A full-length portrait of Jakob Tanner, a middle-aged man with grey hair, wearing a dark blue button-down shirt under a dark grey blazer, and dark jeans with a black belt. He is standing against a solid blue background.

Jakob Tanner (65) war bis vor Kurzem Professor für Geschichte der Neuzeit und Schweizer Geschichte an der Universität Zürich. Tanner war Mitglied der Bergier-Kommission, die die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg untersuchte. Er gehört zu den renommiertesten Historikern des Landes. Seine Schwerpunkte sind die Wissenschafts- und Wirtschaftsgeschichte.

Jakob Tanner über die Schweiz: «Wenn es um wirtschaftliche Interessen ging, tönte die moralische Stimme nur schwach.» FOTO: NILS FISCH

Moralveranstaltung. Wenn es um wirtschaftliche Interessen ging, tönte diese moralische Stimme nur noch schwach. Das taten andere Länder auch, aber die Schweiz war erfolgreicher darin.

Woran machen Sie das Trittbrettfahren fest?

Das zeigte sich schon während der Kolonialzeit. Vor dem Ersten Weltkrieg wurde das europäische Kolonialsystem aufgrund der Rüstungskonkurrenz zunehmend kostspielig. Da konnte und wollte die Schweiz nicht mitmachen. Sie besann sich auf die Neutralität und unterlief die Rivalitäten der imperialistischen Mächte. Man sagte sich: Wir können ohnehin mit allen Staaten Handel treiben, da braucht es auch keine Kolonien. Schweizerische Unternehmen und Auswanderer richteten sich in den Nischen eines Systems ein, das die Grossmächte aufrechterhielten. Im Nachhinein wollte man sich dann auch nicht verantwortlich fühlen für die verheerenden Auswirkungen des Kolonialismus.

Und heute zeigt sich dasselbe im Verhältnis mit der EU?

Ohne das Kolonialsystem mit der EU vergleichen zu wollen, lässt sich diese Haltung der Schweiz von damals mit der Situation heute im Umgang mit der EU beobachten. Der europäische Integrationsprozess beruhte auf rechtlich-normativen Grundlagen, die auch von der Schweiz geteilt werden. Die Schweiz blieb jedoch von Anfang an auf Distanz und versucht heute, die Vorteile der EU zu optimieren und Nachteile und Beteiligungskosten zu minimieren.

Sie beschreiben die Schweiz auch als Experimentierfeld und «politisches Labor». Warum?

In den Quellen, die ich ausgewertet habe, finden sich solche Begriffe häufig. Die Schweiz stellt sich selbst als politisches Versuchsfeld dar, als Land, das es eigentlich gar nicht geben dürfte, gemessen an der Vorstellung von sprachlich oder kulturell einheitlichen Nationalstaaten, die im 19. Jahrhundert aufkam. So musste sie neue Lösungen für den nationalen Zusammenhalt entwickeln, die sich stark am Motiv der Vielfalt und des Föderalismus festmachten.

Wo zeigt sich das Versuchslabor?

Politisch vor allem im Funktionieren der Demokratie, die in der modernen Schweiz eine spannende Geschichte aufweist. 1874 wurde das Referendum, 1891 die Volksinitiative eingeführt. Es gab zwar immer wieder Stimmen, welche die direktdemokratischen Instrumente gegen die parlamentarische Demokratie positionierten. In vielen europäischen Ländern wurde damals eine nationalistische, völkische Ideologie populär, die ein hyperdemokratisches Kurzschiessen von Volk und Führer propagierte. Im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland setzten sich diese Kräfte durch. In der Schweiz praktizierte man hingegen – von Ausnahmen abgesehen – ein austariertes System, in dem Volksrechte, Parlamentarismus und Administration einigermassen



Jakob Tanner: «Die Rhetorik der «Richtungswahl» ist alt.»

FOTO: NILS FISCH

konstruktiv zusammenwirkten. Die meisten Initiativen wurden abgelehnt, hinterliessen aber in vielen Fällen nachhaltige Spuren in der politischen Meinungsbildung.

«Es herrscht wieder ein Demokratieverständnis vor, das auf Ausschluss und die Schaffung von Sündenböcken abzielt.»

Heute ist das anders?

Heute wird oft von einer Entgegensetzung von «Volk» und «Classe politique» ausgegangen. Direkte Demokratie geht mit einer Verabsolutierung des Volkes einher. 2012 wurde eine rechtsradikale direktdemokratische Partei gegründet. Im Europa-Parlament schwenken extreme Nationalisten die Schweizerfahne. Da verliert die direkte Demokratie an Vertrauen und gerät in ein gefährliches Fahrwasser. Sie transportiert nicht mehr Sachpolitik, sondern wird zur permanenten Empörungsbewirtschaftung, zur Kampagnenmaschinerie, die einen ausgeprägt europa- und fremdenfeindlichen Drall aufweist. In der heutigen experimentellen Versuchsanordnung sind grössere Unfälle nicht auszuschliessen.

Mit «Unfällen» meinen Sie zum Beispiel die SVP-Initiative «gegen fremde Richter», die das Völkerrecht zumindest teilweise infrage stellt?

Richtig. Hier findet eine Kategorienverwechslung statt. Landesrecht und Völkerrecht lassen sich nicht einfach gegenüberstellen. Die Schweiz wurde um 1900 von Paul Seippel, einem ETH-Professor, als «Artikel des Völkerrechts» bezeichnet. Er hatte im Bewusstsein, dass die Schweiz stark auf den völkerrechtlichen Respekt von anderen angewiesen war. Dass diese Rechtssicherheit abrupt einbrechen konnte, sah man 1914 in Belgien, das von den Deutschen besetzt und zum Kriegsgebiet gemacht wurde. Oder noch deutlicher während des Zweiten Weltkriegs, als die Wehrmacht grosse Teile Europas besetzte. Das Völkerrecht war keine Rückversicherung, mit der sich alle Krisen überstehen liessen. Aber die Schweiz war immer ein Land, welches sich an der Entwicklung von völkerrechtlichen Normen beteiligte und welches in seiner eigenen Rechtsentwicklung durch dieses stark beeinflusst wurde. Heute haben wir eine sture Entgegensetzung von Landes- und Völkerrecht, mit einem klaren Akzent gegen die Menschenrechte.

Sind wir dabei, bestimmte Rechte durch direktdemokratische Mittel abzuschaffen?

Auch in der Schweiz warnten Ende des 19. Jahrhunderts Freisinnige vor den Unbe-

rechenbarkeiten einer direktdemokratischen Politik. Einem Schwergewicht wie dem «Eisenbahnkönig» Alfred Escher vermochte sie nie einzuleuchten. Sie wurde dann von einer unheiligen Allianz zwischen Konservativen und Sozialdemokraten durchgesetzt.

Und heute sind wir in einer ähnlichen Phase, in der die Grenzen der Demokratie neu ausgelotet werden?

Heute könnten sich die Befürchtungen eines Escher doch noch als wahr erweisen. Wir vernehmen derzeit ein besorgniserregendes Echo eines Volksnationalismus, der Parlamente als «Schwatzbuden» schlecht machte.

Eine Haltung, die nun der SVP-Doyen Christoph Blocher verbreitet, wenn er sagt, er wolle seine Zeit nicht im Parlament «verplempern».

Heute vernehmen wir wieder solche Töne, dieses Mal vonseiten einer rechtskonservativen Partei, die eigentlich eine starke Präsenz im Parlament anstrebt. Es gibt aber keine Fortschreibung populistischer Tendenzen aus dem 19. Jahrhundert, heute herrscht eine Professionalisierung der Politik vor. Kampagnenplanung, Expertenberatung und Ressourceneinsatz erreichen eine neue Grössenordnung, womit auch neue Ungleichheiten in Wahl- und Abstimmungskämpfen entstehen. Dieses Polit-Management wirkt vor allem auf die Problemwahrnehmung ein. Statt dass sich die Schweiz auf die Vorteile einer Einwanderungsgesellschaft fokussiert, wird grösstenteils das Bedrohungsbild einer «Masseneinwanderung» gezeichnet. Dies wird auch nach den Wahlen gleich weitergehen.

«Die Schweiz war immer ein Land, das sich die Abschottung überhaupt erst leisten konnte, weil die Öffnung bereits da war.»

Würden Sie so weit gehen und eine Analogie zu 1933 ziehen, als Deutschland aus einem demokratischen System zum Faschismus überging?

Ich würde sagen, dass wir heute wieder verstärkt völkische Töne hören und dass ein Verständnis von Demokratie vorherrscht, das auf Ausschluss und die Schaffung von Sündenböcken abzielt. Diese Volksideologie produzierte im 19. und 20. Jahrhundert einen massiven Ausgrenzungseffekt. Durch den Ersten Weltkrieg entwickelte sie einen Drive, auf dem dann auch die Nazi-Ideologie aufbaute. Ein historischer Direktvergleich lässt sich jedoch nicht ziehen, die Bedingungen sind heute anders. Wissenschaftliche Politikberatung, Social Media und Big Data haben den Funktionsmodus moderner Demokratien stark verändert. Wir müssen diese neuen

Faktoren analysieren, das scheint mir wichtiger als Direktvergleiche mit der Vergangenheit.

Politiker betonen nun, wir stünden am 18. Oktober vor «Richtungswahlen», zwischen Offenheit und Abschottung. Sehen Sie das auch so dramatisch?

Die Rhetorik der «Richtungswahl» ist alt, sie dient in erster Linie der Mobilisierung von Wählerinnen und Wählern. Ich selbst gehe nicht davon aus, dass Abschottung oder Öffnung die grossen Alternativen der Schweiz sind. Die Schweiz war immer ein Land, das sich die Abschottung überhaupt erst leisten konnte, weil die Öffnung bereits da war.

Das klingt paradox.

Hätte die Abschottung in der Nachkriegszeit dazu geführt, dass die Schweiz eine verarmte Alpenrepublik geworden wäre, dann hätten Reduit-Idee und das Sich-Einigeln weit weniger Ausstrahlung gehabt. Gemessen am Pro-Kopf-Einkommen lag die Schweiz im 20. Jahrhundert lange an der Weltspitze. Die Sonderfall-Ideologie diente in der Nachkriegszeit dazu, eine Abgrenzungs-Souveränität zu stärken, also dazu, zu sagen: Lasst uns gefälligst mit unseren speziellen Regulierungen, unserem Holding-Privileg und unserem Bankgeheimnis alleine. Und damit machte man dann international Geschäfte. Das funktionierte während längerer Zeit erstaunlich gut. Heute ist dieses Argumentationsmuster aber unwirksam geworden. Deshalb stellt sich die Frage, wie die Verbindung zwischen Selbstbezug und Öffnung neu organisiert wird.

Und wie lässt sie sich organisieren?

Es gibt das eine Modell, bei dem die Schweiz durchaus selbstbewusst das Völkerrecht und die Menschenrechte ins Zentrum stellt, sich in Europa eingliedert und ein verbindliches Verhältnis zur EU anstrebt. Das würde die faktische Souveränität stärken, aber die Trittbrettfahrerrolle schwächen. Auf der andern Seite gibt es die Vorstellung, dass Wirtschaftseliten und Unternehmen die Entwicklung der Aussenkontakte mit etwas Beihilfe der Bundesbehörden selber regulieren, was mit einem verstärkten Gewicht jener völkerrechtlichen Verträge einhergeht, in denen private Machtgruppen das Sagen haben.

Öffnung und Abschottung begreifen Sie als zwei Pole, die sich gegenseitig beeinflussen – das eine bedingt das andere.

Ja. Linke und Rechte haben andere Vorstellungen davon, wie die Selbstbilder der Schweiz und die Öffnung des Landes zusammenwirken sollen und welche Rechtssicherheiten eingebaut werden müssen. Beide Richtungen setzen auf die Schweiz und beide wollen sie nach aussen vernetzen. Die Alternative heisst: sind die Aussenbeziehungen demokratisch legitimiert oder zunehmend privatwirtschaftlich kontrolliert? Ist der Selbstbezug der Schweiz kooperativ oder nationalegoistisch?

In Ihrem Buch schreiben Sie viel von den Bildern, wie die Schweiz

wahrgenommen wird. Warum sind diese wichtig?

Das politisch Imaginäre ist zentral für die Geschichte der Nationalstaaten. Nationen sieht man nicht, es sind imaginierte Gemeinschaften, die von ihren Bürgerinnen und Bürgern als souverän und begrenzt vorgestellt und die mit Mythen verwoben werden.

«Schon die Alte Eidgenossenschaft wurde als «irdisches Paradies» beschrieben. Gleichzeitig wurde die Schweiz als Land wahrgenommen, in dem nur Geld zählt.»

Nationalstaaten sind auch eine Realität, die sich zum Beispiel an Grenzen oder Parlamenten zeigt.

Klar, es gibt nationalstaatliche Regulierungen, es gibt administrative und polizeiliche Kräfte sowie ein Mediensystem, die diesen nationalen Raum als Ordnungs- und Orientierungsrahmen organisieren. Schon die Alte Eidgenossenschaft wurde immer wieder als «irdisches Paradies» beschrieben, so etwa nach Mitte des 17. Jahrhunderts im *Simplicissimus* von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Gleichzeitig hatte die Schweiz ein sehr altes Reputationsproblem, wurde sie doch fortgesetzt als verruchtes Land wahrgenommen, in dem nur Geld zählt.

Welches Bild der Schweiz überwiegt?

Das Interessante ist das Nebeneinander dieser polaren Beschreibungsregister. Verschiedene Ereignisse erhielten ihre politische Sprengkraft durch genau diesen Doppelcharakter. Nehmen Sie den Fall Kopp der Jahre 1988 und 1989. Der Skandal war auch deshalb so dramatisch, weil hier im Imaginären gleichsam Musterland und Schurkenstaat Tisch und Bett teilten: Auf der einen Seite Elisabeth Kopp, die als Bundesrätin ein Gesetz gegen Geldwäscherei vorantreibt, auf der anderen Seite ihr Mann, der in dubiose Geschäfte verwickelt und möglicherweise selbst an Geldwäscherei-Geschäften beteiligt ist. In dieser medialen Inszenierung zeigte sich symptomatisch das gespaltene Bild der Schweiz.

Und dieses Bild gibt es heute noch?

Es ist auch heute wieder so: Einerseits wird die Schweiz bewundert nach dem Motto «Die Probleme möchten wir haben». Andererseits steht das Land mit seinen Banken und seiner Steuerpolitik fortgesetzt in der Kritik. Mir geht es darum, diese Probleme zusammen zu denken und zu zeigen, wie in der Schweiz Demokratie, Kapitalismus und Nationalstereotypen zusammengewirkt und sich in Wechselbeziehung mit Europa und der Welt verändert haben.

tageswoche.ch/+1rtdj x

Kuba richtet WLAN-Hotspots ein und schon blüht der Schwarzhandel mit Zugangskarten.

Raúlito hat Karten fürs Internet

Surfen auf der Strasse: Daheim haben nur wenige Kubaner Internetzugang. FOTO: YOEL MAYOR



von Andreas Knobloch

Dutzende Menschen drücken sich an diesem Vormittag in Havannas Stadtteil Vedado in den schmalen Schatten, den das Hotel Habana Libre wirft. Sie tippen auf ihren Laptops, starren auf Tablets oder sitzen auf den Treppenstufen mit ihren Handys, während ab und zu Strassenkreuzer aus vorrevolutionärer Ära vorbeirumpeln. Ein paar Meter weiter stehen Leute an der Coppelía für Eis an.

Raúlito* sitzt auf der anderen Strassen- seite auf einem kurzen Mauerstück vor dem Kino Yara und verfolgt scheinbar unbeteiligt das Treiben. «Tarjetas, tarjetas» (Karten, Karten) raunt er den Vorbeieilenden zu, als würde er Drogen feilbieten. Es sind keine Rauschmittel, die er verkauft. Illegal ist sein Treiben trotzdem.

Anfang Juli hat Kubas Regierung über die gesamte Insel verteilt 35 öffentliche WLAN-Spots eingerichtet und die Tarife für die Internetbenutzung von ehemals 4,50 CUC (der «Peso convertible») ist an den Dollar gebunden und entspricht ungefähr einem Franken) um mehr als die Hälfte gesenkt. Seitdem sieht man an manchen Ecken der Stadt Kubanerinnen und Kubaner wie hypnotisiert in ihre elektronischen Geräte vertieft. Gleichzeitig ist rund um die öffentlichen Internetpunkte ein eigenes Business entstanden.

Internet daheim bleibt eine Utopie

Raúlito ist einer von denen, für die das öffentliche Internet eine neue Einnahmequelle bedeutet. Er verkauft Internet-Zeitkarten unter der Hand weiter. Es mag für Europäer anachronistisch anmuten, aber der Internetzugang zu Hause ist für die meisten Kubaner eine Utopie. Auch am Arbeitsplatz kommen nur wenige ins Netz. Bis zum Sommer gab es WLAN-Netze nur in Touristenhotels zu teilweise horrenden Preisen.

«Ich habe nie viele Karten bei mir», sagt Raúlito. «Wir verstecken sie im Gebüsch – wegen der Polizei.»

So blieb vielen nichts anderes übrig, als sich vor den Computersälen des staatlichen Telekom-Anbieters Etecsa (Empresa de Telecomunicaciones de Cuba S.A.) anzustellen. Der Zugang zu den neu eingerichteten Wifi-Spots erfolgt über den persönlichen Email-Account beim staatlichen Telefonanbieter – dafür lädt man ein Zeitkonto zum Tarif von 2 CUC pro Stunde auf – oder über anonymisierte Zeitkarten, die 2,50 CUC die Stunde kosten.

Die Warteschlangen vor den Verkaufsstellen sind oft lange. Wer keine Geduld hat oder keine Zeit, während den knapp

bemessenen Öffnungszeiten anzustehen, geht zu Händlern wie Raúlito.

Mit dem Weiterverkauf ebenjener Karten für 3 CUC verdient der junge Mann seit einigen Wochen sein Geld. Er ist einer von vielleicht 30, 40 Leuten wie er sagt, die die gesamte La Rampa kontrollieren, jenen etwa 300 Meter langen Abschnitt der 23. Strasse vom Malecón bis Calle L, auf dem das Internetsignal empfangbar ist.

Abends rentiert es richtig

Es sind vor allem junge Männer, die den Handel abwickeln, aber auch Frauen und Rentner. «Ich habe nie viele Karten bei mir», sagt Raúlito, auch das erinnert an Drogenhändler. «Entweder bewahrt sie jemand auf, der nicht direkt am Verkauf beteiligt ist, oder wir verstecken sie im Gebüsch, unter Steinen oder verbuddeln sie in der Erde – wegen der Polizei.»

Wer erwischt wird, muss Strafe zahlen. Raúlito zieht ein kleines Stück Papier aus dem Portemonnaie. «Gestern erst haben sie mich drangekriegt.» 1500 Kubanische Pesos oder rund 60 CUC Bussgeld – ein halber Wochenverdienst. Es ist bereits die zweite Geldbusse innerhalb kurzer Zeit. «In gewisser Weise arbeite ich also für den Staat», sagt Raúlito mit einem Grinsen. «Um die hier zu bezahlen muss ich nun mehr verkaufen.»

Das Geschäft an diesem Vormittag läuft allerdings eher lau, denn die offiziellen Verkaufsstellen haben geöffnet. An normalen Tagen verkauft Raúlito 30 bis 40 Karten, verdient also 15 bis 20 CUC. In Kuba, wo die Leute in der Regel keine Miete zahlen, da sie ihre Wohnungen besitzen, Bildungs- und Gesundheitssystem kostenlos und Teile der Grundnahrungsmittel, des Transports und der Kultur vom Staat subventioniert sind, ist das viel Geld. In einem staatlichen Job müsste er dafür knapp einen Monat arbeiten.

Raúlito arbeitet jeden Tag der Woche, allerdings nur tagsüber. Noch mehr Geld verdient man abends, wenn die Etecsa-Verkaufsstellen geschlossen haben und die Leute von der Arbeit kommen oder am Wochenende. «Dann ist hier richtig voll. An einem Sonntag kann man auch schon mal bis zu 200 Karten verkaufen.»

Pakete auf einem USB-Stick

Gerade jenen, die keinen WLAN-Spot in ihrer Nachbarschaft haben, bleibt oft nur das Wochenende, um dann über Facebook oder die Videochat-App Imo mit ihren Angehörigen und Freunden im Ausland zu chatten. Dann brummt das Geschäft der fliegenden Kartenhändler.

Zweieinhalb Monate nach Einrichtung der öffentlichen Wifi-Spots gibt es rund eine Million Kunden mit Nauta-Adresse auf ihrem Telefon, jenem Email-Dienst der den Zugang zum Internet ermöglicht, wie Wilfredo González Vidal, Vize-Kommunikationsminister in der Fernsehsendung «Mesa Redonda» (Runder Tisch) mitteilte. Zudem seien 3,8 Millionen temporäre Internetkarten verkauft worden. Wie viele

davon unter der Hand – dazu machte González keine Angaben.

Es werden eine Menge sein. Allerdings sind die Zahlen nur schwer zu erheben, denn nach aussen läuft das Geschäft legal. «Wir kaufen die Karten direkt bei Etecsa für 2,50 und verkaufen sie für 3 CUC weiter», erklärt Raúlito. «Oder wir bekommen die Karten (geliefert). Von Leuten, die direkten Kontakt zu Etecsa haben.»

Nicht selten seien es die Leiter von Etecsa-Verkaufsstellen selbst, die im grossen Stil Karten abzugeben. «Der reguläre Verkauf wird gestoppt und sie sagen den Leuten: Es gibt Probleme, wir können heute keine Karten mehr verkaufen. Oft tun sie das, um unter der Hand mehr verkaufen zu können. In den Büchern wird das Ganze dann als normaler Verkauf geführt.»

Wer sich keine Internetkarte leisten kann, kauft sich den Netzzugang minutenweise.

Bevor er in das Geschäft mit den Internetkarten eingestiegen ist, hat Raúlito Militärdienst geleistet. Einen «richtigen» Job hatte er nie. «Aber ich habe einen Computer zu Hause, auf dem überspiele ich das Paket der Woche auf USB-Sticks oder Festplatten.» Das Paket der Woche (paquete de la semana) ist eine Auswahl an Filmen, Seifenoperen, Fotos, Zeitschriften, Ratgebern bis hin zu Wikipedia-Artikeln und wird über USB-Sticks und andere Datenträger auf der Strasse weiterverkauft.

Mangels Internet haben die Kubaner eigene Wege des Informationsaustausches geschaffen – eine Art Offline-Internet. Resultat des sprichwörtlichen Improvisationstalentes der Kubaner.

Rund um die öffentlichen WLAN-Spots sind eine ganze Reihe von Geschäftszweigen entstanden – nicht nur der Handel mit Internetkarten blüht. Es gibt Leute, die über die App Connectify lokale Hotspots einrichten und den Zugang minutenweise verkaufen. Jenen, die sich keine Internetkarten leisten können, ermöglicht dies den Internetzugang zu reduziertem Tarif. «Andere installieren gegen einen kleinen Obulus Applikationen, die unbegrenztes Surfen

erlauben oder verkaufen geknackte Zugangs-codes, beispielsweise zum Netz des Hotels Habana Libre.» Die Arbeitsteilung funktioniert, sagt Raúlito, keiner mische sich in das Geschäft des anderen ein.

Die Regierung hat derweil angekündigt, den Internetzugang in Kuba weiter auszubauen. Bis Ende des Jahres sollen weitere WLAN-Spots eingerichtet werden, heisst es. Dafür würden «geeignete Stellen» mit den Provinzbehörden abgestimmt – Orte, «an denen sich die Nutzer setzen können und nicht den Wettereinflüssen ausgesetzt sind», wird Etecsa-Geschäftsführerin Mayra Arevich Marin in der Tageszeitung «Granma» zitiert. Kuba hat sich zudem verpflichtet, die im November 2014 beschlossene «Connect 2020 Agenda» der Internationalen Fernmeldeunion (ITU) umzusetzen. Diese sieht vor, dass bis zum Ende dieses Jahrzehnts die Hälfte der Privathaushalte mit dem Internet verbunden sind.

Ein Internet-Entwicklungsland

Auf der Insel gibt es da noch einiges zu tun. Noch ist Kuba quasi Internet-Entwicklungsland. Das Land hat die niedrigste Internet-Zugriffsrate in Lateinamerika. Laut ITU waren 2013 bloss 3,4 Prozent der Haushalte mit dem Internet verbunden – vor allem Wissenschaftler, Kulturschaffende, Journalisten sowie ausländische Geschäftsleute. Für die kubanische Regierung lag die Priorität bisher im Ausbau der Verbindungen in Forschungs-, Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen. Nun sollen private Haushalte folgen.

«Es gibt den Willen und die Bereitschaft der (kommunistischen) Partei und der kubanischen Regierung die Informatisierung der Gesellschaft voranzutreiben und Internet für alle bereitzustellen», sagte Kubas Vizepräsident Miguel Díaz-Canel im Februar auf einem Forum zu Informatik und Cybersicherheit in Havanna.

Mehr öffentliche WLAN-Spots könnten auch mehr Geschäft für Raúlito und seine Kollegen bedeuten. Reich werde man damit aber nicht, sagt er. «Jeder muss halt sehen, wie er über die Runden kommt: Die Leute bei Etecsa mit ihrem staatlichen Gehalt und wir selbst auch.»

tageswoche.ch/+cyclz

×

*** Seinen wirklichen Namen und sein Alter will Raúlito nicht verraten.**

ANZEIGE





Britisches Business statt europäische Zwänge: von links bis rechts wächst die EU-Skepsis.

FOTO: REUTERS

Grossbritannien

Bald werden die Briten über einen EU-Ausstieg abstimmen. Der Alleingang gewinnt Anhänger, und manche möchten mit der Schweiz gemeinsame Sache in der EFTA machen.

Die Insel driftet weg von Europa

von Peter Stäuber

Der britische Premierminister bemüht sich um Zuversicht. Die Gespräche über die EU-Reform kämen gut voran, meinte David Cameron kürzlich. EU-Beamte in Brüssel hingegen beklagen, sie würden seit vier Monaten feststecken, weil die britischen Minister nicht klar sagen können, was sie eigentlich wollen.

Irgendwann werden sie es sagen müssen, denn auch in Grossbritannien will man wissen: Worüber wird man genau abstimmen? Denn abstimmen wird man.

Spätestens Ende 2017 werden die Briten ein EU-Referendum abhalten, möglicherweise schon nächstes Jahr. Derzeit versucht Cameron, der EU Zugeständnisse abzurufen, um die Euroskeptiker in seiner Partei

zu beschwichtigen. Cameron macht es vom Verhandlungsergebnis abhängig, ob er sich für einen Verbleib in der EU oder für einen Austritt einsetzen wird.

Für viele Euroskeptiker ist es nicht von Belang, was Cameron in Brüssel erreicht – sie haben ihre Meinung längst gemacht.

Er fordert unter anderem Garantien von Brüssel, dass Grossbritannien von der fortschreitenden europäischen Integration

ausgenommen bleibt, dass es zu keiner Vorherrschaft der Euro-Länder innerhalb der EU kommt, und dass die nationalen Gesetzgeber gegen gewisse EU-Bestimmungen ihr Veto einlegen können.

Selbst wenn Cameron die Gespräche zu einem erfolgreichen Abschluss führen kann, scheint es ausgeschlossen, dass er damit den EU-skeptischen Flügel der Konservativen Partei gewinnen wird. «Die rechten Parlamentsmitglieder haben die Latte absichtlich so hoch gesetzt, dass Cameron scheitern wird», sagt John Springford vom Centre for European Reform, einem Think-tank, der die Rolle der EU in der Weltpolitik stärken will. «In ihren Augen sollen Grundprinzipien der Staatengemeinschaft hinterfragt werden, etwa der Vorrang des

EU-Rechts vor nationalem Recht, oder die Personenfreizügigkeit. Die anderen Mitgliedstaaten haben aber klargemacht, dass sie das nie zulassen würden.»

«Ich bin Eurozentriker, aber die EU ist ein politisches Konstrukt, das die Demokratie auf dem Kontinent untergräbt.»

Kelvin Hopkins, Labour-Abgeordneter

Für viele Euroskeptiker ist es nicht von Belang, was Cameron in Brüssel erreicht – sie haben ihre Meinung längst gemacht. Die EU ist für sie unreformierbar: ein immer mächtigeres Gebilde, das den Staaten Gesetze und Arbeitsmarkt-Regulierungen aufdrängt und ihnen die Möglichkeit raubt, ihre Grenzen zu kontrollieren. Der einzige Weg, diese Entwicklung zu stoppen, sei der Ausstieg. Diese Meinung vertreten in erster Linie die Rechtspopulisten von Ukip, der rechte Rand der Tory-Partei und neoliberale Thinktanks.

Dann gibt es auch noch einige Wirtschaftsführer, die sich zur Kampagne «Business for Britain» zusammengetan haben. Sie befürchten unter anderem, dass die Stellung der City of London, das bei Weitem grösste Finanzzentrum Europas, durch die übermässige Regulierung aus Brüssel untergraben wird. Insbesondere die Finanztransaktionssteuer, so glauben sie, würde viele Banken aus London vertreiben und die gesamte Wirtschaft Grossbritanniens empfindlich treffen.

Ist die Schweiz ein Vorbild für die Euroskeptiker? «Wie streben nicht die Schweizer Option an», sagt Robert Oulds, Direktor des konservativen Thinktanks Bruges Group. «Ein Problem ist, dass die EU wohl nicht bereit wäre, eine so komplexe Vereinbarung auszuhandeln wie die Bilateralen Verträge mit der Schweiz.»

Von den Schweizern lernen

Doch Oulds sieht eine Möglichkeit, dass Grossbritannien im Fall eines EU-Austritts der Europäischen Freihandelsassoziation (Efta) beitreten könnte, zu deren Mitgliedern nebst der Schweiz auch Norwegen und Island gehören. «Wir wollen den Einfluss der Efta gegenüber der EU stärken, und das würde auch der Schweiz in ihren Verhandlungen mit der EU helfen.» Auf der anderen Seite könnten die Briten viel von den Schweizern lernen bezüglich der Art und Weise, wie ein einzelnes Land erfolgreich Verhandlungen führt.

In der gegenüberliegenden Ecke der Debatte stehen die Freunde der EU. Einige sind kritischer als andere, aber alle wollen sie auf jeden Fall in der EU bleiben und allfällige Reformen von innen angehen. Die

Gruppe der Befürworter ist breit gefächert: Sie umfasst die Mehrheit der Abgeordneten aller grossen Parteien, einen Teil der Gewerkschaften und die meisten Unternehmensverbände.

Für manche linken Anhänger der Kampagne, etwa Politiker der Grünen oder den Studentenverband NUS, geht es um die Wahrung der britischen Offenheit; sie sind der Meinung, soziale Probleme müssten kollektiv innerhalb der Staatengemeinschaft gelöst werden. Doch das stärkste Argument für die meisten Pro-Europäer ist die Wirtschaft: Ohne den freien Handel mit Kontinentaleuropa würde Grossbritannien erheblichen Schaden nehmen.

Entsprechend wird die «In»-Kampagne von einem Unternehmer geleitet, dem ehemaligen Chef des Einzelhändlers Marks & Spencer – politische Schwergewichte versuchen sich im Hintergrund zu halten. Laut John Springford ist das Wirtschaftsargument der Grund, weshalb sich letzten Endes viele Konservative für die EU entscheiden werden: «Die Tories wollen nicht mit der Geschäftswelt auf Kriegsfuss stehen.»

Allerdings gibt es vermehrt linke Stimmen, die der EU genau aus diesem Grund den Rücken kehren wollen: Sie halten die Staatengemeinschaft für ein neoliberales Gefüge, das es einem Land verunmöglicht, eine progressive Politik zu machen.

Das Lavieren der Linken

Kelvin Hopkins ist einer der wenigen Labour-Abgeordneten, die sich für einen Austritt einsetzen. Er bezeichnet die EU als «anti-demokratisch» und «anti-sozialistisch». «Die EU-Kommission plant beispielsweise mit ihrem vierten Eisenbahnpaket die Privatisierung der Bahn in ganz Europa voranzutreiben», sagt Hopkins. «Ich hingegen befürworte eine öffentliche Bahn und staatliche Energieunternehmen. Aber die EU zwingt allen Ländern Privatisierungen und freie Märkte auf – sie folgt einer neoliberalen Denkweise, die ich einfach nicht teile.»

Vor 40 Jahren war dies die Position eines Grossteils der britischen Linken: 1973 stellten sich die Gewerkschaften und die Basis der Labour-Partei gegen einen Beitritt zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Gegen Ende der 1980er-Jahre jedoch, nach einem Jahrzehnt unter Thatcher, sahen Labour und die Gewerkschaften in der Europäischen Gemeinschaft zunehmend einen Schutzfaktor gegen den Abbau der Arbeitnehmerrechte. Erst mit der Eurokrise und den drakonischen Sparprogrammen, die den Mittelmeerländern auferlegt worden sind, äussert sich die britische Linke wieder kritischer.

So wirbt auch das linke Wahlbündnis Trade Union and Socialist Coalition (Tusc) für einen Austritt aus der EU: «Die Europäische Union ist ein neoliberales Projekt», sagt Clive Heemskerk, Wahlkampfleiter der Tusc. «Sie besteht aus einer Reihe von Verträgen, die die Rechte der Arbeiter ausgehöhlt haben. Sie verunmöglichen es dem Staat, in die Wirtschaft einzugreifen und

Dienstleistungen wie Verkehr in der öffentlichen Hand zu behalten.»

In der «Raus»-Kampagne muss Hopkins jetzt wohl oder übel mit Leuten zusammenarbeiten, deren politische Haltung seiner diametral entgegengesetzt ist. Wie um zu zeigen, dass er mit dem Nationalismus und dem Kleingeist der Europhoben am rechten Rand nichts zu tun hat, beginnt er von seiner Liebe zu Europa zu schwärmen: von Beethoven und Verdi, von intellektuellen Errungenschaften wie dem Marxismus, von französischem Wein und der Schönheit des Gotthardmassivs. «Ich bin ein ausgesprochener Eurozentriker, aber die EU ist ein politisches Konstrukt, das die Demokratie auf dem Kontinent untergräbt.»

Die Stimmung kippt

Dass die Europäische Union ein Garant für Frieden ist auf dem Kontinent, weist Hopkins zurück. «Wir sehen heute Spannungen in Europa, die erst durch die EU provoziert worden sind. In Griechenland etwa sind viele der Meinung, dass die Deutschen ihre Wirtschaft zertrümmert haben.» Eine Zusammenarbeit, die nicht allen Staaten nütze, würde weitere Konflikte dieser Art schüren.

Mit der Wahl Jeremy Corbyns zum Labour-Chef, der ähnliche Vorbehalte gegen die EU hegt, wird dieser Standpunkt an Prominenz gewinnen – die Zehntausende neue Labour-Mitglieder, die die Partei seit der Wahl hinzugewonnen hat, sind keine Zentristen vom Schlag Tony Blairs, sondern linke Aktivisten, die ihre Hoffnung auf einen Richtungswechsel der Labour-Partei unter Corbyn setzen.

Konservative stellen die Personenfreizügigkeit infrage. Doch in diesem Punkt hat Cameron kaum Handlungsspielraum.

Doch zurzeit ist die Immigration laut Meinungsumfragen für einen guten Teil der Euroskeptis verantwortlich. Während über längere Zeit eine klare Mehrheit der Briten für einen Verbleib in der EU war, insbesondere junge Wähler, ist es in den letzten Wochen knapper geworden – gemäss einer neueren Umfrage haben sogar die Eurokritiker die Nase vorn, rund 20 Prozent sind unentschieden.

Auch konservative Schwergewichte wie der Londoner Bürgermeister Boris Johnson oder die Innenministerin Theresa May haben kürzlich durchblicken lassen, dass ihr Enthusiasmus für die EU Grenzen hat, wenn die Personenfreizügigkeit nicht reformiert wird – genau der Punkt, bei dem David Cameron kaum Spielraum hat. Der Premierminister wird in den kommenden Wochen vorsichtig manövrieren müssen, um seine Partei nicht vollends zu spalten. tageswoche.ch/+fpnel x



Wie aus dem Ei gepellt: Dagobert legt grossen Wert auf eine gepflegte Erscheinung.

FOTO: VICTOR STAAF

Der Schweizer Musiker Dagobert erfüllt das Hipster-Leben mit Schnulzen im Schlagerstil. Für eine Freundin fehlt ihm die Zeit, weil er von der Liebe singen muss. Ein nächtliches Gespräch.

Glücklich werden, irgendwie

von Naomi Gregoris

Ich sehe dich nicht. Du musst die Kamera einschalten.»
«Wie macht man das?»
«Du drückst unten auf den Kno..., genau.»

Er sieht tatsächlich so aus wie in seinen Musikvideos: gross und schön, ebenmässig, wie die Jünglinge auf den Renaissance-Bildern im Kunstmuseum. Nur dass sich hinter ihm keine liebliche Landschaft erstreckt; stattdessen eine ungesund gelbe Wand und zwei schwarze Bildschirme, durch billige Holzwände getrennt. Dagobert sitzt in einem Internetcafé an der Schönhauser Allee in Berlin, um die Ecke von seinem Zuhause. Sein Profilbild auf Skype ist quadratfüllend senfgelb, es sieht aus wie die Nahaufnahme einer unebenen Oberfläche. Sand vielleicht, oder solariumgebräunte Haut bei schlechten Lichtverhältnissen. Ich vergesse, ihn danach zu fragen. Vielleicht, weil es halb vier Uhr morgens ist, wie in Dagoberts bekanntem Lied «Morgens um halb vier».

Vielleicht aber auch, weil jeder, der Dagobert kennt, weiss: Hier sollte man nicht versuchen, etwas aufzudecken. Der Zauber Dagoberts liegt in seinen Geheimnissen, im Eigentümlichen, im nicht Beantworteten, das bewahrt und alleine gelassen werden sollte, auf dass es seinen entrückten Charme entfalten könne. Wie ein bedrohter Volksstamm im Amazonas, und vielleicht auch ein bisschen wie eine geschützte Werkstatt. Eine schwere Aufgabe, denn Dagobert ist voller abstruser Geschichten.

Aus der Asche herabgestiegen

Das zeigt sich in seinem Werdegang, der «intimen Erzählung des Dagobert Jäger», wie es auf seiner Website heisst: Der Aargauer «Schnulzensänger aus den Bergen», ursprünglich Lukas Jäger, der nach der Matur als «Penner» zwei Jahre lang im Proberaum einer befreundeten Band wohnt, die Musik entdeckt, einen Aargauer Kulturpreis gewinnt, für ein halbes Jahr nach Berlin abhaut, die eine Hälfte des Geldes für einen Frack ausgibt, die andere

versäuft, dann wieder zurück in die Schweiz kommt, sich fünf Jahre lang in einer Berghütte in Panix, in einem Seitental der Surselva verschanzt, sich praktisch nur von Reis ernährt und schliesslich als Dagobert aus der Asche wieder herabsteigt, um mit einem garantiert schmucken alten Rucksack voller Lieder sein Glück ein zweites Mal in Berlin zu suchen.

Jetzt ist er also wieder in Berlin, seit drei Jahren bereits, mit seiner Musik, auf die niemand gewartet hat:

Schlagerschnulzen. Wer hört heute noch Schlager? In Berlin? Gesungen von einem hochgewachsenen Schönling in seltener Kleidung (das meiste genäht von seiner Schwägerin, «einer sehr lieben Frau», wie er in einer Kurz-Doku auf YouTube meint) und nach hinten gegeltem Haar?

«Die Schule hat mich unglaublich unglücklich gemacht und ich hab mir geschworen, nie wieder irgendwas zu machen, das mir nicht gefällt.»

Die Antwort ist: wir. Denn wenn Dagobert auf der Bühne steht und «Es gibt so viele neue Welten, überall, wo wir nicht sind und überall, wo wir nicht denken / Mein Testament besagt nur eins: Ich will dir alle, alle, alle, alle ... alle meine Liebe schenken» singt, mit rührseligen Synthesizer-Klängen unterlegt, wird eben nicht wie erwartet zynisch die Augenbraue gehoben. Ganz im Gegenteil: Man ist berührt; und noch berührt, wenn man merkt, wie berührt man ist ob dieser irritierend ausserirdischen und doch ganz nahen Musik. Es ist Schlager, das muss man mangels passender Kategorien zugeben, aber meilenweit entfernt vom Musikantenstadl-Geplärre. Es ist Dagobert, mit Frack und Haar und dieser

sonderbaren Stimme, die rhythmisch stets ein bisschen hinterherhinkt, mit der genau richtigen, wohligen Dosis Provinz. Er entspricht uns in all seinen Gegensätzen, die auch unsere sind: souverän und zerrissen, cool und hilflos. Kästen mit roten Geranien und taumelige Nächte im Untergrund.

Leidenschaft statt Geld und Geiz

«Wie geht es dir?», erkundige ich mich verschlafen, denn bei Dagobert gibt es nur Dagobert, weder Nach- noch Vorname, nur Name. Dagobert ist konsequent. In seiner Geschichte, in seinem selbst um diese Uhrzeit makellosen Aussehen, in seiner Musik. Es gehe ihm nicht gut, sagt er und erzählt von einem kürzlich verstorbenen Freund. Das Interview könnten wir aber trotzdem machen, das sei eine gute Ablenkung. Er sieht alleine aus. Im Hintergrund hustet eine Frau, oder es klingt zumindest so.

Ich beginne mit der Frage, die alle Dagobert-Fans beschäftigt, die aber auch alles über den Haufen wirft, was ich mir an Geheimnisbewahrung vorgenommen habe. Dagobert ist ein Entertainer und dazu gehört seine Geschichte, ob sie jetzt wahr ist oder nicht, aber ich will, dass er sie mir bestätigt, in der kleinen Blase, die unsere Bildschirme über die knapp 1000 Kilometer zwischen Basel und Berlin spannen.

Dagobert, ist die Geschichte wahr?

Welche Geschichte?

Deine Geschichte. Die vom Aargauer Sonderling, der fünf Jahre in einer Bündner Hütte hauste und dann herabstieg, um den Menschen seine Musik zu bringen.

Die fünf Jahre Panix? Klar, das stimmt. Dreieinhalb Jahre lang funktionierte das Leben da oben ganz gut. Ich hab Musik gemacht und war glücklich. Irgendwann hab ich aber gemerkt, dass ich mich in eine eigene Welt hineingesteigert hatte und überhaupt nicht mehr fähig war, mit anderen Menschen etwas anzufangen. Gleichzeitig wurde es mir zu einsam. Und ich hatte kein Geld mehr, um mir ein Minimum an Nah-

rung und Strom zu organisieren. Ich wusste, ich musste etwas ändern, ich wusste nur nicht, wie ich es anstellen sollte. Für mich war es ausgeschlossen, mich zu resozialisieren, indem ich studierte oder einen Job annahm. Also flog ich nach Berlin, mit gepumptem Geld. Und da bin ich dann relativ schnell zu einer Bleibe gekommen in einem Café, wo ich gratis wohnen konnte.

«Gibt es ausser Liebe denn sonst noch was, das uns wirklich beschäftigt?»

Wie war es, nach fünf Jahren Isolation wieder unter Menschen zu sein?

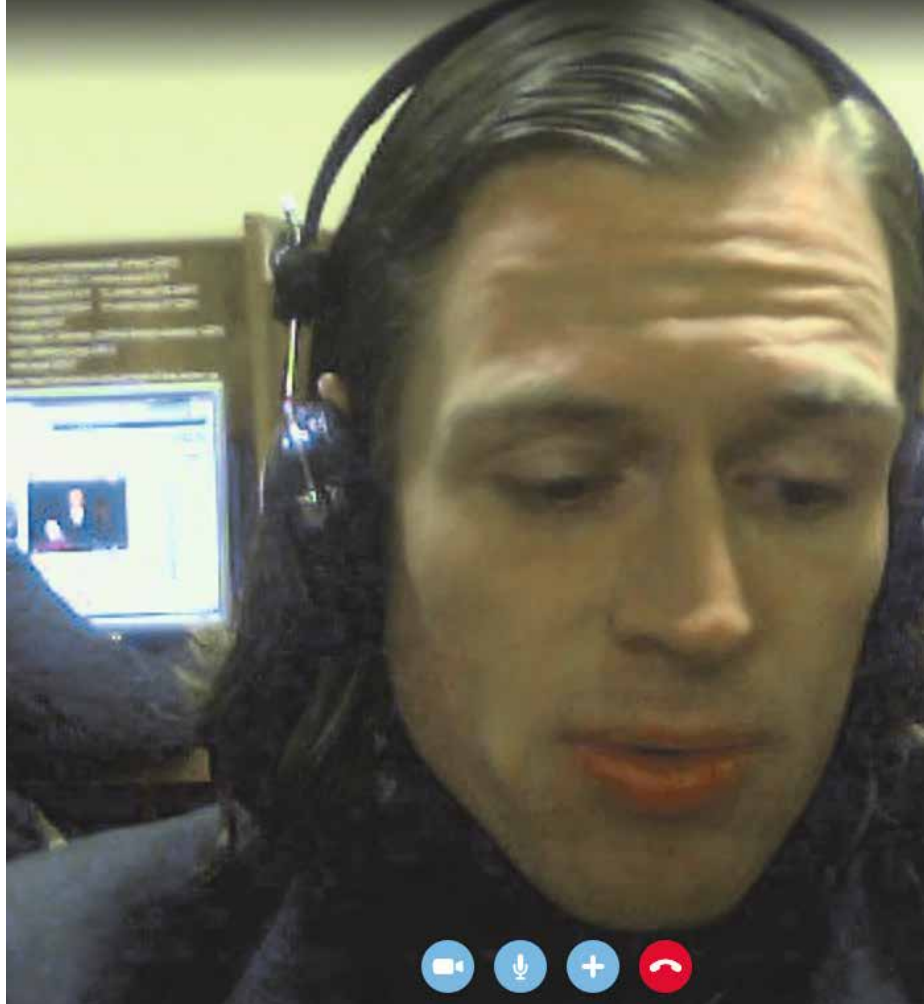
Ich wusste ja bereits, wie Menschen sind.

Du wurdest nicht von Wölfen aufgezogen.

Nein. Ich wusste, was mich erwartet – ich hatte mich in der Berghütte drauf vorbereitet. Aber als ich in Berlin ankam, war es schon schwierig – ich war relativ lange der Typ, der im Café sitzt und kein Wort sagt. Indem ständig Menschen reinkamen, musste ich mich zwangsläufig mit ihnen unterhalten. Das holte mich zurück.

Empfindest du das nicht als Gegensatz? Der anfängliche Drang, so wenig wie möglich mit der Gesellschaft zu tun zu haben und der folgende Zwang, sich wieder in die Welt der Menschen einzufinden?

Ich hatte nie ein grundsätzliches Problem mit der Gesellschaft. Ich wollte nie dagegen sein. Ich habe einfach lange nicht gewusst, was ich den ganzen Tag lang machen kann, das mich irgendwie glücklich macht. Ich war zehn Jahre lang in der Schule und musste mich mit Dingen beschäftigen, die mich absolut nicht interessierten. Das hat mich unglaublich unglücklich gemacht, und ich hab mir geschworen, nie wieder irgendwas zu machen, das mir nicht gefällt. Herauszufinden, was ich wirklich gerne mache, hat erst mal eine Weile gedauert, gut zwei Jahre in diesem Bandraum nach der Matur und dann die fünf Jahre in Panix.



Morgens um halb vier: Dagobert macht auch nächtens im Internetcafé eine gute Falle.

Aus dir wurde Dagobert. Ist Lukas Jäger noch irgendwo?

Der war eigentlich noch nie irgendwo. Ich komme mir immer komisch vor, wenn ich diesen Namen höre. Er steht noch im Pass, neben «Dagobert», aber er war nie wirklich ein Teil von mir. Man entscheidet, wer man sein will, und klar: Familie gehört dazu. Aber der Name gehörte einfach nie zu mir. Und der neue fühlte sich besser an.

Wieso ausgerechnet Dagobert?

Wegen dieser blöden Comics. Ich habe früher immer nur die gelesen, 400 Bände – ich hatte sie alle. Eineinhalb Jahre meines Lebens habe ich mit der Lektüre der «Lustli-

gen Taschenbücher» verbracht. Ich habe mich also sehr damit beschäftigt und mit Dagobert konnte ich mich einfach immer am besten identifizieren.

Mit Onkel Dagobert, dem Geizhals?

Ich hab das nie so negativ gesehen. Geld war mir schon immer extrem egal. Aber Dagobert ist halt vorbehaltlos und leidenschaftlich auf eine Sache fixiert, für die er alles macht. Das bewundere ich. Bei ihm ist es das Geld, bei mir die Musik.

Hattest du jemals das Gefühl, etwas aufzugeben für deine Musik?

Da gab es schon Sachen, die nicht in meinen Plan passten.

ANZEIGE

Eiscafé Acero
Rheingasse 13
Schmaler Wurf
Rheingasse 10
SantaPasta
Rheingasse 47
SantaPasta
St. Johannis-Vorstadt 13
Mercedes Caffè
Schneidergasse 28
Jonny Parker
St. Johannis-Park 1
Café Frühling
Klybeckstrasse 69
Valentino's Place
Kandererstrasse 35
Restaurant
Parterre
Klybeckstrasse 1b
KaBar
Kasernenareal
Volkshaus
Rebgasse 12–14
Okay Art Café
Schützenmattstrasse 11

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Hallo
Centralbahnstrasse 14
Haltestelle
Gempenstrasse 5
5 Signori
Güterstrasse 183
Werk8
Dornacherstrasse 192
Unternehmen Mitte
Gerbergasse 30
kult.kino atelier
Theaterstrasse 7
Café-Bar Elisabethen
Elisabethenstrasse 14
Theater-Restaurant
Elisabethenstrasse 16
tibits
Stänzlergasse 4

Campari Bar
Steinenberg 7
Ca'puccino
Falknerstrasse 24
Café del mundo
Güterstrasse 158
Café St. Johann
Elsässerstrasse 40
Gundeldinger-Casino Basel
Güterstrasse 211
Da Graziella AG
Feldbergstrasse 74
ONO deli cafe bar
Leonhardsgraben 2
Confiserie Beschle
Centralbahnstrasse 9
Pfifferling Deli Gmbh
Güterstrasse 138

Nooch
St. Jakobs-Strasse 397
Restaurant Chez Jeannot
Paul Sacher-Anlage 1
Caffè.tee.ria Paganini
Birmannsgasse 1
Van der Merwe Center
Gewerbstrasse 30, Allschwil
Jêle Café
Mühlhauserstrasse 129
Bio Bistro Bacio
St. Johannis-Vorstadt 70
Da Francesca
Mörsbergerstrasse 2
Pan e più
Grenzacherstrasse 97
Café Huguenin AG
Barfüsserplatz 6

LaDiva
Ahornstrasse 21
Restaurant Papiermühle
St. Alban-Tal 35
Bistro Kunstmuseum
St. Alban-Graben 16
Bistro Antikenmuseum
St. Alban-Graben 5
Café Spielzeug Welten
Museum Basel
Steinenvorstadt 1
Bar Cafferteria Amici
miei Azzarito & Co.
Allschwilerstrasse 99
Basel Backpack
Dornacherstrasse 192



Den Plan, für immer Musik zu machen?

Genau. Hier in Berlin hab ich drei verschiedene Beziehungen nicht so recht auf die Reihe gekriegt, weil es halt einfach so ist, dass ich die ganze Zeit Musik machen will und nicht ständig abgelenkt sein kann. Dann funktioniere ich jeweils nicht mehr so, wie ich möchte.

Gleichzeitig geht es in deinen Liedern aber immer um die Suche nach Liebe.

Gibt es denn sonst noch was, das uns wirklich beschäftigt?

Nicht wirklich.

Deshalb hab ich auch aufgehört, mir über andere Sachen den Kopf zu zerbrechen. Das ist nur anstrengend.

Deine neue Platte heisst «Afrika».

Du wolltest mal da hin, heisst es. Was ist aus dem Plan geworden?

Als ich in Panix war, habe ich mir tatsächlich ernsthaft überlegt, nach Afrika zu laufen. Ich habe mich auch darauf vorbereitet, habe tagelang nichts oder sehr wenig gegessen, bin jeden Tag weit gelaufen...

Hast du nie innegehalten und gedacht: «Moment mal, was mache ich hier eigentlich?»

Nein, nie. Mir war das absolut ernst. Ein Jahr lang habe ich mich vorbereitet.

Und dann bist du trotzdem wieder nach Berlin.

Ja, weil ich wusste: Wenn du jetzt mit allem komplett aufhörst, dann wirst du vielleicht irgendwann bereuen, dass du es nicht in Berlin versucht hast. Also hab ich es versucht. Und es hat funktioniert, konzertmässig und veröffentlichungstechnisch. Nur die ersten beiden Alben, die

wollte niemand. Jetzt bin ich ziemlich verschuldet, aber ich werde versuchen, ein paar Menschen von der Notwendigkeit eines weiteren Albums zu überzeugen. Vielleicht werd ich dann ja endlich berühmt.

«Die Menschen verstehen oft nicht, was los ist.

Sie finden mich komisch.»

Du willst berühmt werden?

Ich habe lange nur für mich Musik gemacht, weil ich gerne Musik mache. Das funktioniert aber auf lange Sicht nicht wirklich. Nur für mich Musik zu machen, das ist dann wieder diese Bergsituation: einsam, ohne Gegenüber. Und da fand ich, wenn ich schon Musik mache, dann will ich die veröffentlichen, dann will ich, dass sich die verbreitet. Das ist ein anderer Ansatz, es ist auch abenteuerlich, wenn man merkt, man macht Songs, und die gehen in die Welt hinaus und dienen allen möglichen Menschen als Unterlage. Und diese Menschen kommen dann an Konzerte und teilen das mit dir. Das finde ich gut und deshalb will ich auch erfolgreich sein, ja. Ich gebe mir jetzt Mühe, mehr als früher, dass meine Musik verständlicher wird. Es geht nicht mehr nur um das, was momentan intuitiv mit mir abgeht oder was ich alles aus mir rauslassen muss, sondern auch ums Kanalisieren, um Kommunikation.

Wie reagiert das Publikum auf diese Kommunikation?

Die Menschen verstehen oft nicht direkt, was los ist. Sie finden mich komisch, auch wegen der ganzen Geschichten.

Die Geschichten!

Ja, die waren eher hinderlich als förderlich. Aber dann steht man vor meiner Bühne an meinem Konzert und kann sich das reinziehen und dann ist irgendwie klar: Das ist alles echt, die ganzen Gefühle und dieser Typ da auf der Bühne und die Musik dazu – und dann passt es halt.

Dagobert hält inne und schaut nach rechts über den Bildschirmrand. Eine tiefe Stimme sagt: «Ich schliesse jetzt, es ist vier Uhr.» Er dreht sich wieder zu mir. «Du kannst mich noch anrufen, wenn du weiterreden willst», sagt er und drückt dann seine flache Hand gegen den Bildschirm. «Tschüss.» Kurze Zeit später läuft er die Strasse hinunter und erzählt am Telefon von seinem alten Ich und von seinem verstorbenen Freund und irgendwann legen wir auf und er läuft weiter zu seiner kleinen Wohnung, oder vielleicht auch nicht, aber er hat es zumindest so gesagt und eigentlich ist es ja auch egal: Es gibt so viele neue Welten, überall, wo wir nicht sind und wo wir nicht denken / Mein Testament besagt nur eins: Ich will dir alle, alle, alle alle... alle meine Liebe schenken.

tageswoche.ch/+jmhzc

Dagobert live in Basel:
Samstag, 17. Oktober, Hirschenkeck.

Konzert



Basler Cowboy mit E-Gitarre

Handsome Hank heisst mit bürgerlichem Namen Sämi Schneider und kommt aus Basel. Seit Jahren reitet er durch die Steppe der Schweizer Musiklandschaft. Seine countryfizierten Rockklassiker haben uns herrliche Hörmomente beschert. Und jetzt kehrt Handsome Hank zurück, mit neuem Album in der Satteltasche: «Roll down the Line». Eröffnet wird der Abend von der Basler Countryband mit dem selbsterklärenden Namen «More Cash. Yeehaw!» ×

Handsome Hank, Kuppel, Basel.
Samstag, 17. Oktober, 20 Uhr.
· www.kuppel.ch

Konzert

Britpopper mit heiserer Stimme

Sie haben den Britpop mitgeprägt – doch mit eigener Stimme: Die Stereophonics formierten sich im Süden von Wales. Und sie liessen vor knapp 20 Jahren mit eindringlichen Songs und dem heiseren Gesang von Kelly Jones erstmals aufhorchen. Den Peak ihrer Karriere haben die Stereophonics, was Verkaufszahlen angeht, hinter sich. Was nicht heisst, dass sie live an Dringlichkeit eingebüsst hätten. ×

Stereophonics, Z7, Pratteln.
Samstag, 17. Oktober, 20 Uhr.
· www.z-7.ch

Kinoprogramm

Basel und Region 16. bis 22. Oktober

ANZEIGEN



MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | SAMSTAG, 7. NOVEMBER 2015

1. FILMSTART: 17.15 UHR (Edf) | 2. FILMSTART: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE 30 MIN. VOR FILMSTART

TICKETS: CHF 89.– PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN
pathe.ch/basel
CATERING BY: *wahnevents*

BASEL	CAPITOL
Steinenvorstadt 36	kitag.com
• ALLES STEHT KOPF [6/4 J] 14.00 ^{Edf}	
• AMERICAN ULTRA [16/14 J] 14.00–FR/SO/MI: 20.00 MO/DI: 17.00 ^{Edf}	
• THE INTERN – MAN LERNT NIE AUS [8/6 J] FR-SO/MI: 17.00 ^{Edf}	
• THE MARTIAN [12/10 J] 17.00/20.15 ^{Edf}	
• SCELLEN-URSLI [6/4 J] MO/DI: 20.00 ^{Dialekt}	

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch
• THE PROGRAM [6/4 J] 12.10/20.45 ^{Edf}
• LA VANITÉ [10/8 J] FR/SA/MO-MI: 12.15–SO: 11.00 ^{F/d}
SO 11.00 IN ANWES. DER REGIE
• AMATEUR TEENS [14/12 J] 14.15/18.15/20.15 FR/SA/MO/MI: 12.20 ^{Dialekt}
• THE FAREWELL PARTY [8/6 J] FR-SO/DI/MI: 12.30 ^{Hebr/d/f}
• DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER [12/10 J] 15.45/20.30 FR/SA/DI/MI: 12.45 ^D
• SCELLEN-URSLI [6/4 J] 14.00/16.15/18.30 ^{Dialekt}
• PURA VIDA – QUER DURCH ECUADOR [16/14 J] 14.10 ^{Ov/d}
• LIFE [12/10 J] 14.15 ^{Edf}
• 45 YEARS [16/14 J] 15.00/17.00/19.00/21.00 ^{Edf}
• THE WOLFPACK [16/14 J] 16.15 ^{Edf}
• DIOR AND I [6/4 J] 16.30 ^{Edf/d}
• AMY [10/8 J] 18.00 ^{Ed}
• EL BOTÓN DE NÁCAR [16/14 J] 18.30 ^{Sp/d}
• ICH UND KAMINSKI [12/10 J] 20.30 ^D
• DER BAUER UND SEIN PRINZ [6/4 J] SO: 11.00 ^D

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch
• DÜRRENMATT – EINE LIEBESGESCHICHTE [10/8 J] 15.15/18.30 ^D
• YOUTH [14/12 J] 16.00/20.30 ^{Edf}
• TAXI TEHERAN [8/6 J] 17.15/20.45 ^{Ov/d/f}
• GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS [8/6 J] 19.00 ^D

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch
• I NOSTRI RAGAZZI [6/4 J] FR: 21.00 ^{I/d}

PATHE KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch
• BLACK MASS [16/14 J] 12.45–FR/SO/DI: 20.15 SA/SO: 10.10– SA/MO/MI: 17.40 SA: 22.50 ^D FR/SO/DI: 17.40 FR: 22.50– SA/MO/MI: 20.15 ^{Edf}
• HOTEL TRANSSILVANIEN 2 – 3D [6/4 J] 12.45/14.50 FR/SO/DI/MI: 17.00 SA/SO: 10.40 ^D SA/MO: 17.00 ^{Edf}
• THE INTERN – MAN LERNT NIE AUS [8/6 J] FR/SO/DI: 12.45–SA/SO: 10.15 ^D 17.30–FR/SO/DI: 20.00 SA: 22.30 ^{Edf}
• EVEREST – 3D [12/10 J] 12.50 ^D
• MAZE RUNNER – DIE AUSSERWÄHLTEN IN DER BRANDWÜSTE – 3D [14/12 J]

12.50–FR/SO-MI: 20.40 ^D
• ALLES STEHT KOPF [6/4 J] FR-DI: 13.00–SA/SO: 10.40 MI: 12.20 ^D
• ALLES STEHT KOPF – 3D [6/4 J] 13.00/15.20–FR/SO-MI: 18.00 SA: 10.45/18.00–SO 10.45 ^D
• DER MARSIANER – RETTET MARK WATNEY – 3D [12/10 J] FR/SO/MO/MI: 14.00 FR/SO/DI: 17.00–FR: 22.50 SA/SO: 11.00–SA/MO/MI: 20.00 ^D FR/SO/DI: 20.00 SA/MO/MI: 17.00–SA: 22.50 ^{Edf}
• DER MARSIANER – RETTET MARK WATNEY [12/10 J] SA/DI: 14.00–MI: 20.30 ^D
• AMERICAN ULTRA [16/14 J] 15.15–FR/SO-MI: 19.00 FR: 23.20–SA: 21.30/23.40 MO/MI: 21.10 ^D FR/SO/DI: 21.10 ^{Edf}
• CRIMSON PEAK [14/12 J] 15.15–FR/SO/DI: 20.30 SA/MO/MI: 18.00–SA: 23.10 ^D FR/SO/DI: 18.00–FR: 23.10 SA/MO/MI: 20.30 ^{Edf}
• FACK JU GÖHTE 2 [12/10 J] FR-DI: 15.15 FR/SO-DI: 17.45/20.15 FR: 22.45–SA: 20.15/23.10 MI: 14.40/17.10 ^D
• ER IST WIEDER DA [12/10 J] 15.30–FR/SO-DI: 20.15 FR: 22.40–SA/SO: 10.20 SA: 19.00/23.00 ^D
• PAN – 3D [10/8 J] 15.30–SA/SO: 10.30 ^D
• SICARIO [16/14 J] FR/SO-MI: 18.00 ^{Edf} FR: 22.30–SA/MO/MI: 20.00 ^{Edf} SA/MO/MI: 12.45 ^D
• REGRESSION [16/14 J] FR/SA: 23.20 ^D
• METROPOLITAN OPERA NEW YORK: OTELLO [0/0 J] SA: 18.55 ^E
• ROYAL SHAKESPEARE COMPANY: HENRY V [0/0 J] MI: 20.00 ^E

PATHE PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch
• SCELLEN-URSLI [6/4 J] 13.15/15.30/17.45/20.00 ^D
• EVEREST – 3D [12/10 J] FR/SA: 22.15 ^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com
• SCELLEN-URSLI [6/4 J] 14.15/16.30 FR-SO/MI: 18.45/21.00 ^{Dialekt}
• HOTEL TRANSSILVANIEN 2 [6/4 J] 14.30 ^D
• BLACK MASS [16/14 J] 17.30/20.30 ^{Edf}
• KITAG CINEMAS Opera Live: THE BARBER OF SEVILLE [4/4 J] MO: 20.30 ^{Ed}
• KITAG CINEMAS Ladies Night: THE WALK – 3D [6/4 J] DI: 20.00 ^{Edf}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch
• ES WAR EINMAL EINE SINGDROSSEL [12/10 J] FR: 16.15 ^{Georg/d}
• I HIRED A CONTRACT KILLER [12/10 J] FR: 18.30 ^{Edf}
• DIE WEINERTE [16/14 J] FR: 21.00 ^{Georg/d}
• ARIEL [16/14 J] SA: 15.15 ^{Finn/d/f}
• DIE LANGEN HELLEN TAGE [12/10 J] SA: 17.30 ^{Georg/d}
• THE MATCH FACTORY GIRL [12/10 J] SA: 20.00 ^{Finn/d/f}
• HAMLET GOES BUSINESS [12/10 J] SA: 22.15 ^{Finn/d/f}
• LA SAPIENZA [16/14 J] SO: 13.15 ^{F/d}

• DIE BLAUEN BERGE ODER EINE UNWAHRSCHEINLICHE GESCHICHTE [9/12 J] SO: 15.15 ^{Georg/d}
• LE HAVRE [9/12 J] SO: 17.30 ^{F/d}
• MARABUS – ADIEU, SLOCHER DES VACHES! [12/10 J] SO: 20.00 ^{F/d}
• DRIFTING CLOUDS [12/10 J] MO: 18.00 ^{Finn/d/f}
• EIN ABEND MIT KATI OUTINEN [12/10 J] MO: 20.00
• BJÖRK: BIOPHILIA LIVE [0/0 J] MO: 21.15 ^E
• CRIME AND PUNISHMENT [12/10 J] MI: 18.30 ^{Finn/d/f}
• CHANTRAPAS [16/16 J] MI: 21.00 ^{F/Georg/f/d}

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com
• EVEREST [12/10 J] 14.15/17.15 ^{Edf}
• SICARIO [16/14 J] 20.15 ^{Edf}

FRICK	MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch	

• ALLES STEHT KOPF – 3D [6/4 J] SO/MI: 13.30 ^D
• SCELLEN-URSLI [6/4 J] SO/MI: 15.30 MO: 18.00/20.15 ^{Dialekt}
• FACK JU GÖHTE 2 [12/10 J] SO: 17.30 ^D
• EVEREST – 3D [12/10 J] SO/MI: 20.15 ^D

LIESTAL	ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch	

• ALLES STEHT KOPF [6/4 J] FR-SO: 18.00–MI: 13.30 ^D
• ALLES STEHT KOPF – 3D [6/4 J] SA/SO: 13.15 ^D
• DER MARSIANER – RETTET MARK WATNEY – 3D [12/10 J] FR-SO: 20.15 ^D
• DER MARSIANER – RETTET MARK WATNEY [12/10 J] MO/DI: 20.15 ^D
• FACK JU GÖHTE 2 [12/10 J] SA/SO: 15.30–MI: 15.45 ^D
• KONZERT: JONAS KAUFMANN – EIN ABEND MIT PUCCINI [10 J] SO: 11.00 ^D
• ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT 1 [10 J] MI: 18.30 ^D
• ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT 2 [10 J] MI: 20.30 ^D
• ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT 3 [10 J] MI: 22.15 ^D

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

• SCELLEN-URSLI [6/4 J] 18.00–FR/MO-MI: 15.00 SA/SO: 13.00/15.30 ^{Dialekt}
• 45 YEARS [16/14 J] FR-MO: 20.15 ^{Ed}
• DÜRRENMATT – EINE LIEBESGESCHICHTE [10/8 J] SO: 11.00–DI/MI: 20.15 ^{Dialekt}
• ICH UND KAMINSKI [12/10 J] DI: 12.15 ^D

SISSACH	PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch	

• WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN
--



IN DIESER WOCHE: DEKLEIDETE TATSACHEN.



DER PLAYBOY BRINGT JETZT KEINE NACKTBILDER MEHR.

DANN KÖNNTE ICH JA...

MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 42;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,

Naomi Gregoris,
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Sebastian Wirz (Praktikant)
Redaktionsassistenten
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektur
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

BIRKENSTOCK®



Die Ökotreter von einst stehen heute auf dem Gipfel der Modewelt.

FOTO: NILS FISCH

Kultwerk #202

Der Birkenstock hat erreicht, wovon Adilette und Crocs bloss träumen: Klassikerstatus mit Hipster-Credibility.

Plötzlich will sie jeder tragen

von Naomi Gregoris

Er hatte es nicht immer einfach: Jahrelang fristete der Birkenstock ein Leben an den Füßen von modisch Uninspirierten und Komfort-Fetischisten, verschrien als Ökotreter und Lehrerlatschen. Heute tragen ihn New Yorker Modepüppchen genauso gern wie der TagesWoche-Sportredaktor. Was ist passiert?

Die Geschichte der bekannten Sandale begann 1896 in Frankfurt am Main, wo Schuhmacher Konrad Birkenstock die erste Birkenstocksohle ins Leben schusterte. Er nannte seine Erfindung das «blaue Fussbett» und bezeichnete damit eine Einlage

mit Fersenmulde, Wölbung unter dem Ballen und seitlichen Stützen, die sich den Bewegungen des Trägers anpasst. Diese Sohle erfreute sich derartiger Beliebtheit, dass die Birkenstocks erst ins hessische Friedberg und später in die Nähe von Bonn expandierten, wo Konrads Enkel Carl Birkenstock die flexible Einlage zum festen Bestandteil von Schuhen machte.

Fussbettsandale goes Woodstock

Der Birkenstock, wie wir ihn kennen, kam erstmals 1964 auf den Markt, als «Birkenstock Fussbettsandale». Für einige Jahre fristete er ein Nischendasein, bis ihn

um 1970 Ärzte und Leute in Pflegeberufen für sich entdeckten, die zwecks Hygiene nicht mehr in Strassenschuhen die Krankenhausflure entlanglaufen wollten. Zur selben Zeit wurden auch die amerikanischen Hippies auf die Treter aufmerksam. Robust, bequem und «organic» wie er war, vertrat der Birkenstock den perfekten Mix für Menschen reinen ökologischen Gewissens, die ihre Tage an langen Demos und Festivalbesuchen im kalifornischen Sommer verläumelten.

Rund zehn Jahre später erreichte der Birkenstock auch in Europa Popularität, und zwar in derselben Reihenfolge: Ärzte, Hippies und schliesslich die bürgerlichen, umweltbewussten Haushalte. Die nächsten 20 Jahre sah man die Gesundheitstreter mit Korksohle fast ausschliesslich an Füßen von Lehrern aller Art, alternativen Ärzten, Anthroposophen und Kindergärtnerinnen. Da half selbst die Kampagne in den 1990ern nicht, für die Topmodel Kate Moss mit Birkenstock-Sandalen posierte: Ökolatsche blieb Ökolatsche.

20 Millionen «Birks» pro Jahr

Das zwar solide, aber doch beharrlich nischenhafte Mode-Dasein änderte sich im Jahr 2012 schlagartig, als das einflussreiche Modelabel Céline und seine nähnadelführende Designerin Phoebe Philo eine Frühjahrs- und Sommerkollektion mit Sandalen präsentierten. Diese Sandalen waren nicht wie üblich mit Absätzen und Riemchen oder opulentem Dekor versehen. Ganz im Gegenteil: schlicht, flach und eindeutig inspiriert von den Birkenstocks. Die Modewelt war entzückt, es folgten andere Labels und mit ihnen die Pariser, New Yorker und Londoner Reichen und Schönen.

Von da an ging es mit den «Birks», wie die Birkenstocks international genannt werden, steil bergauf. Heute tragen sie Prominente, Vertreter der Modewelt, Hipster, Blogger und Grafiker. Und auch bei den langjährigen Fans büsst die Sandale nicht an Beliebtheit ein. Nach wie vor tragen auch Mode-Normalos den bequemen Schuh.

Pro Jahr werden fast 20 Millionen Paare verkauft, was Birkenstock zu einer der beliebtesten Schuhmarken der Welt macht. Wieso? Ganz einfach, meinte Birkenstock-Geschäftsführer Oliver Reichert vor ein paar Monaten im «Magazin»: «Es beginnt das Jahrhundert der Qualität.» Die Menschen wollten keinen Schrott mehr und setzten vermehrt auf solides Handwerk.

Qualität ist nur das eine. Birkenstocks passen nämlich auch hervorragend zum heutigen Hipster: Öko-Materialien, Design, Komfort und eine genau richtig dosierte Portion Hässlichkeit (Ironie weisich). Zusammen mit den Celebrities und Normalos macht das eine ansehnliche Zielgruppe aus. Die auch nach drei Jahren noch ihren «Birks» treu bleibt. Nach einem halben Jahrhundert Öko und Krankenhaus hat der Birkenstock nun definitiv den Schuh-Olymp erreicht.

tageswoche.ch/+xk67d

×

Wer Märchenschlösser sucht, ist in der slowakischen Hauptstadt falsch. Hier gibt die sozialistische Baukunst den Ton an.

Die alternative Schönheit

von Daniel Faulhaber

Nein, einen Stefansdom wie in Wien gibt es in Bratislava nicht. Auch eine prächtige Burganlage wie die in Prag oder ein märchenhaftes Parlament wie in Budapest ist hier nirgends zu finden. Unter den schillernden Hauptstädten in Mittel- und Osteuropa nimmt sich Bratislava aus wie das hässliche Entlein unter Prinzessinnen.

Zu Unrecht. Dass Schlösser, Brücken und Kirchen nun mal die bevorzugten Sujets der Tourismusindustrie sind, dafür kann Bratislava nichts. Und gehörten an deren Stelle Ufos, Pyramiden und brachiale Denkmalkunst zum Kanon der unverzichtbaren Sehenswürdigkeiten, so sähe die Sache anders aus.

Genau das hat Bratislava vorzuweisen: Sehenswürdigkeiten, die irgendwie knapp am Prädikat «Touristenmagnet» vorbeischrammen, aber eigentlich nicht weniger sehenswert sind. Der folgende Stadtrundgang in Wort und Bild soll davon einen Eindruck vermitteln. Und er kann getrost ohne Zuhilfenahme kartografischer Mittel konsumiert werden.

Als Orientierungsstützen dienen dem Besucher Bratislavas zwei Elemente: Donau und Burg. Auf den Zinnen der Letzteren verschafft man sich einen Überblick über die Stadt, die sich aus dieser Perspektive wiederum leicht in zwei Teile zerlegen lässt: Einen hübschen und einen hässlichen. Dazwischen fliesst die Donau und über allem thront das UFO. Aber schön der Reihe nach.

Wie aus Lego-Steinen gebaut

Der eben als hässlich verunglimpfte Teil der Stadt, Petržalka mit Namen, liegt jenseits der Donau und sieht aus wie von der Lego-Industrie am Reissbrett entworfen. Block schmiegt sich an Block, schmiegt sich an Block – für Abwechslung sorgen in regelmässigen Abständen Autostrassen in Landebahndimension.

Wer sich schon immer mal in stilechter Umgebung über komplexe Begriffe wie die Atomisierung der Gesellschaft Gedanken

machen wollte, dem sei eine Rundtour mit der Buslinie Nr. 24 empfohlen. Sie lässt eine herrliche Innenansicht dieser verdichteten Wohnform zu.

Auf dem Rückweg über die Donau presse man bitte das Gesicht an die Busscheibe, um seinen Blick über das Dach gegen den Himmel zu richten. Dort oben «schwebt» das Ufo, eine scheibenförmige Speise- und Aussichtsplattform, die in den 70er-Jahren dem sozialistischen Regime als Argument in der Schlacht der Statussymbole gegen den Westen diente.

Nicht nur Plattenbau

Am Fusse des Burghügels beginnt die Altstadt. Mit Kopfsteinpflastern und hübschen Barock-Fassaden lädt diese zum Bummeln ein. Die überschaubare Grösse dieses historischen Stadtteils wird von den Marketingstrategen der Stadt mit lustigen Statuen kompensiert, die den immer zahlreicher eintreffenden Segway-Touristen zur Unterhaltung dienen.

Als ähnliches Spektakel ist die Wachablösung vor dem Sitz der Regierung einzustufen. Vom Stadtzentrum aus ist dieser mit dem Segway in fünf Minuten, zu Fuss in vier Minuten zu erreichen.

In unmittelbarer Nachbarschaft lohnt sich der Besuch des Hauptsitzes des slowakischen Rundfunks. Das Gebäude in Form einer umgestülpten Pyramide datiert ebenfalls aus der Zeit vor der Wende und ist ein weiteres Exempel sozialistischer Baukunst, die neben dem Plattenbau offensichtlich auch filigrane Techniken beherrschte.

Neben derlei futuristischen Erzeugnissen und dem Blockbau gehörte auch die Denkmalkunst zum Steckpferd sozialistischer Architekten. Als Abschluss eines Rundgangs sei deshalb der Besuch des Kriegerdenkmals empfohlen. Allerdings weniger wegen der 40 Meter hohen Freiheitskämpferin, die ein Hakenkreuz zertritt, als vielmehr wegen der Aussicht, die von hier auch den Ausgangspunkt der Rundtour, die Burg, einschliesst.

tageswoche.ch/+60278

Essen

Das Café Verne ist unter Plantanen in der Nähe der Donau und ein schönes Restaurant. Hauptgerichte kosten zwischen 7 und 15 Euro. Ein Glas Wein gibts für 3, Bier für 2 Euro.

Trinken

Die Bar KC Dunaj im vierten Stock mit Dachterrasse ist unbedingt einen Besuch wert. Hier gibts Konzerte, Lesungen, Spielabende und das grosse Bier für 1.50 Euro. In Worten: Ein Euro fünfzig.

Tanzen

Im ehemaligen Atomschutzbunker unter der eingangs erwähnten Burg befindet sich heute der «Subclub». Hier kommt man leider nur über einen Autobahnzubringer hin. Es läuft vor allem elektronische Musik.

Schlafen

Das Wild Elephant liegt zentral. Das Hostel ist etwas baufällig, aber gerade noch hübsch. Keine exzessiven Partys, hilfsbereites Personal und eine Liebeshöhle für hormonübersteuerte Traveler. Keine Einzelzimmer, nur Dorms.



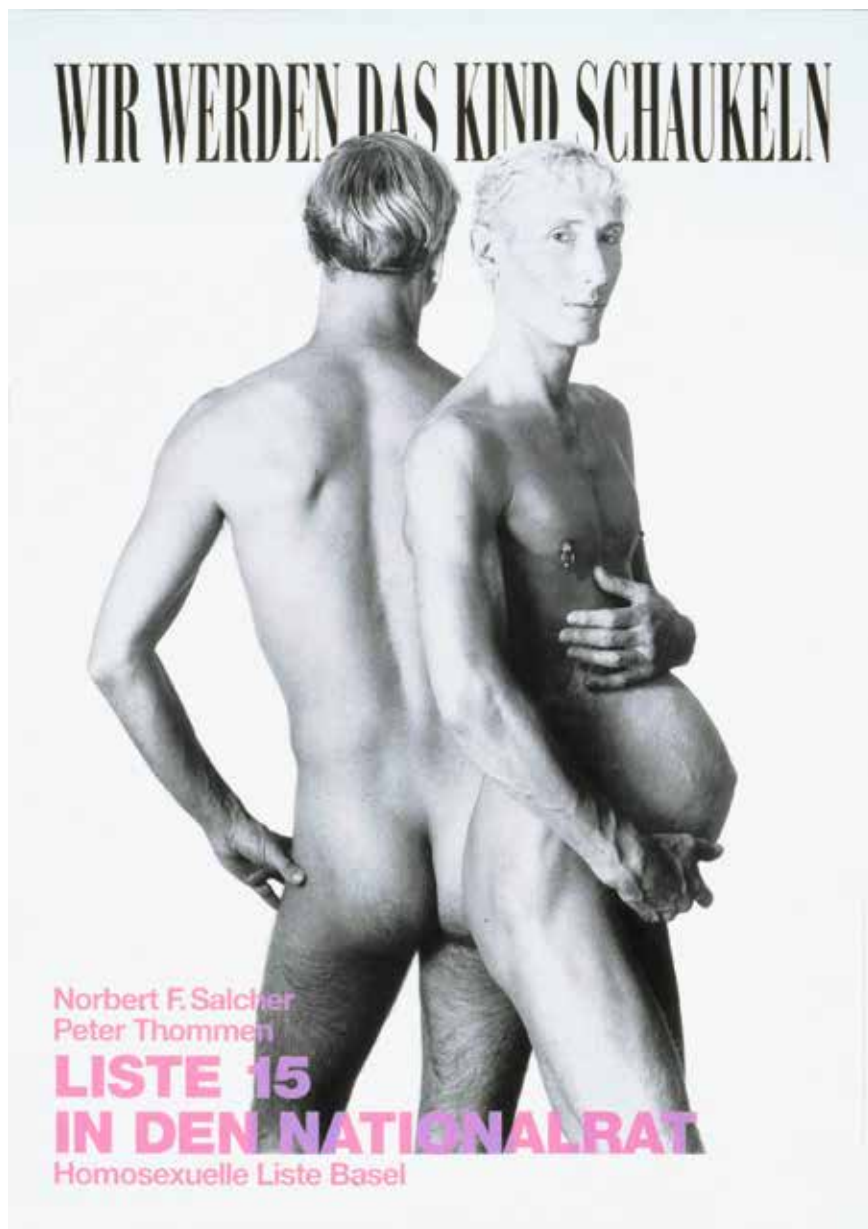
Das Ufo über der Brücke des Nationalaufstands. FOTO: D. FAULHABER

Vor 24 Jahren sorgte ein provokatives Wahlplakat für Diskussionen.

Schwul und schwanger

Mann trägt Bauch: Gegen die «absolute Zeugungspflicht».

FOTO: WALTER + SPEHR



Eines Abends im fernen 1991 erhielten wir in unserem eben erst eröffneten Fotostudio unangekündigten Besuch. Norbert Salcher hiess der Mann, der in der Tür stand, und er wollte in den Nationalrat. Dazu brauchte er ein tolles Foto. Er kandidierte für die Homosexuelle Liste und hatte eine absurde Idee: Er wollte mit Schwangerschaftsbauch fotografiert werden.

Sein Plakat für den Wahlkampf sollte sich gegen die Vorstellung von der «absoluten Zeugungspflicht» des Mannes wenden. Mit ihr als Zielscheibe wollte Salcher «das durchschnittliche Männlichkeitsbewusstsein ins Herz treffen».

Brustpiercing sorgt für Leserbriefe

Die Vorgabe bedeutete für uns eine technische Herausforderung. Das heute allgegenwärtige Bildbearbeitungsprogramm Photoshop steckte noch in den Kinderschuhen. Und das Budget der Auftraggeber war zu bescheiden, um einen guten Retoucheur als Bauchpinsler zu engagieren. Also hat ein Dekorateur mit Messer und Feile einen Styroporklotz bearbeitet und zum Bauch modelliert. Nach mehreren Versuchen und Diskussionen, wo der schwangere Bauch anfängt und wie er sich vom Bierbauch unterscheidet, entstand endlich eine geeignete Form, die noch gespachtelt und geschliffen werden musste.

Der Übergang zwischen echter und falscher Haut wurde mit Schminke kaschiert. Das ist auf der Abbildung gut sichtbar, bemerkt hat es damals aber niemand. Die Aufmerksamkeit galt dem Inhalt.

Das Plakat schlug ein wie eine Bombe. Aufgebrachte Bürger wollten es verbieten lassen. Auch das Brustpiercing sorgte für Leserbriefe. Sogar der deutsche «Spiegel» publizierte das umstrittene Wahlplakat als Kuriosum, heute ist es in diversen Plakatsammlungen vertreten.

Nie ins Parlament gewählt

Der 2010 verstorbene Norbert Salcher erreichte bei der Wahl 749 Stimmen, der Schwulenaktivist Peter Thommen (nicht auf dem Plakat) sogar 953. Die meisten Stimmen kamen aus dem Kleinbasel. Die Homosexuelle Liste Basel (HLB) existierte von 1988 bis 2008. Die Schwulen und Lesben wurden damals von Staat und Gesellschaft noch in vielen Bereichen diskriminiert und kämpften mit der Liste auf politischem Weg für ihre Rechte. In ein Parlament hat es ihre Liste aber nie geschafft.

Viele der politischen Forderungen der HLB sind heute erfüllt: der Diskriminierungsschutz, die eingetragene Partnerschaft, gleiches Schutzalter für alle. Ob homosexuelle Paare Kinder adoptieren dürfen sollen, wird weiterhin äusserst emotional diskutiert.

Mittlerweile hat fast jede Partei ihren schwulen oder lesbischen Nationalrat. Ein bekennender homosexueller Bundesrat ist weiterhin Zukunftsmusik.

tageswoche.ch/+u64we

x



Unersetzbar.



Unzersetzbar.

Es dauert 500 Jahre, bis sich Plastikabfall zersetzt. Unsere Ozeane drohen zu gigantischen Mülldeponien zu werden – mit tödlichen Folgen für die Meeresbewohner.
Unterstützen Sie unsere Kampagne für saubere Meere: oceancare.org



KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

FRISCHE BAUMNÜSSE BIO-QUALITÄT

Frisch geerntete Biobaumnüsse, das Kilo für Fr. 4.-.

GROSSER HAUSFLOHMARKT

Am Sonntag, 1. November, findet am Hinterweg 18 in Therwil ein Flohmarkt im ganzen Haus statt. Geboten werden Kinder- und Kochbücher, Comics, Bücher aus dem 18. Jahrhundert, viele Markenkleider, Bilder, Geschirr, Vasen, Haushaltsgegenstände; z.B. Kaffeemaschine, diverse Körbe, Spielsachen, z.B. alter Korbpuppenwagen, LPs, Nippes und noch vieles mehr... Der Flohmarkt findet von 10 bis 16 Uhr statt.

FC-BASEL-TURNBEUTEL MIT SCHÖNEM LOGO

FC-Basel-Turnbeutel mit schönem 80er-Jahre-Retro-Logo, Fr. 15.-. Versand möglich + Fr. 2.-.

GRATIS-GESTELL FÜRS BADEZIMMER

Von Ikea, neu und unausgepackt; kann nach Vereinbarung in Basel abgeholt werden.

ALPKÄSE 2015

Verkaufe Sennenkäse 2015 aus dem Berner Oberland, pro Kilo Fr. 23.-.

JOBS in Zusammenarbeit mit jacando.com

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

WISSENSCHAFTLICHE(R) MITARBEITER(IN) PHARMAZEUTISCHE ENTWICKLUNG, 100%, IN ARLESHEIM

Die Iscador AG ist ein neues pharmazeutisches Unternehmen, welches die Herstellung und den weltweiten Vertrieb des führenden Mistelpräparates Iscador übernommen hat. Die Misteltherapie mit Iscador wird seit vielen Jahren erfolgreich in der Onkologie eingesetzt. Es ist unser Ziel, auf Basis der Anthroposophischen Medizin und Pharmazie weitere Arzneimittel für den Einsatz in der Onkologie zu entwickeln. Für diese spannende Herausforderung suchen wir als Ergänzung für unser F&E-Team eine(n) Wissenschaftliche(n) Mitarbeiter/in Pharmazeutische Entwicklung, 100%.

CHEMIKANT, PHARMATECHNO- LOGE (M/W) IN LIESTAL

PharmaZell ist ein weltweit agierendes, mittelständiges Unternehmen mit mehreren Produktionsstandorten und hat sich auf die Entwicklung und Herstellung von pharmazeutischen Wirkstoffen und Zwischenprodukten für die pharmazeutische Industrie spezialisiert. Wir suchen für die Produktion an unserem Standort in Liestal bei Basel einen Chemikanten, Pharmatechnologen (m/w).

ARZTSEKRETÄR/IN, 100%, IN BASEL

Als Partner von renommierten Spitalgruppen und medizinischen Institutionen suchen wir fortlaufend nach Verstärkung im Gesundheitswesen! Aus diesem Grund suchen wir ab sofort ein Organisationstalent als Arztsekretär/in, 100 %, in Basel.